

VERDORF.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Lili Lehmann.

Über das Weltmeer her dringt die Kunde von den großen Erfolgen, welche Lili Lehmann auf ihrer Tournee durch die Vereinigten Staaten davonträgt. Mehr als je ist die bedeutende Künstlerin, deren Gesang jetzt das Entzücken zweier Erdtheile hervorruft, damit in den Vordergrund des Interesses gerückt, und diese Thatfache wird es rechtfertigen, wenn wir die große Sängerin, deren Name seit einigen Jahren unter den hellsten Sternen am Himmel der Gesangkunst erglänzt, in Bild und Wort den geschätzten Leserinnen vorführen.

Lili Lehmann gehört zu denjenigen Erscheinungen der Bühne, die nicht, wie ein Meteor, urplötzlich aufleuchtend und die allgemeine Aufmerksamkeit nach sich ziehend, emporgetaucht sind, sondern die in andauerndem Ringen und unermüdlichem Streben, langsam vorschreitend, sich zur Höhe emporgearbeitet haben. Ihre Rivalinnen, so Adeline Patti, Estka Gerster, Christine Nilsson u. s. w. haben es leichter gehabt. Unter der Führung eines geschäftskundigen Impresario von Land zu Land, Stadt zu Stadt ziehend, immer das Tam-Tam der Reklame in Bewegung setzend, vom Glück und der Gunst der Hörer getragen, brachten sie ihre Namen schnell in aller Munde und Ruhm und Gold strömte ihnen zu von Anbeginn ihrer künstlerischen Carriere.

Diese billigen Erfolge des umherreisenden Virtuositentums hat Lili Lehmann bisher stets verschmäht. Ihr war es Genugthuung, in ernster künstlerischer Thätigkeit als Teil eines Ganzen ihren Platz auszufüllen und das Bewußtsein in sich zu tragen, durch die Kunst zugleich auch für dieselbe zu wirken. In dieser Beziehung steht sie als ein Beispiel jener immer seltener werdenden Bühnen-Erscheinungen da, die den Gesang als ein nie ganz zu erschöpfendes Studium betrachten, das immerfort gepflegt sein will, wenn etwas wirklich künstlerisches erreicht werden soll. Fehlt es an schönen Frauenstimmen auf der deutschen Bühne? Sicher nicht. Keines der großen und größten Theater ist ohne hochbegabte und stimmlich hervorragende Sänginnen. Aber gehen wir ernstlich an die Prüfung desjenigen, was sie erlernt, wie sie die köstliche Gabe, welche ihnen ein freigebiges Geschick in die Brust gelegt, anzuwenden verstehen, so werden wir zu einem traurigen Resultat gelangen. Der Oberflächlichkeit und Unfertigkeit begegnen wir nur allzuhäufig selbst bei solchen Sänginnen, deren Namen mit Auszeichnung genannt werden, und mit Bedauern müssen der Kunstfreund wie der Kunstverständige oft genug Zeuge sein, wie das herrlichste Material unter den Vergewaltigungen der Besizer bis zur Unschönheit geschädigt wird.

Nichts von dem allen trifft diejenige Künstlerin, deren Bild wir vor uns sehen. Vom Beginn ihrer künstlerischen Laufbahn an immer dem Höchsten zustrebend, hat Lili Lehmann ihr Organ in den goldenen Traditionen des bel canto erzogen und zu jener Vollkommenheit ausgebildet, in der es uns jetzt entgegenklingt. Freilich, der Weg zu diesem Ziele war kein müheloses; hinweg über Voreingenommenheit und

Vorgängerinnen von großem Ruf und noch größerem Anhang mußte er gethan werden. Das wird uns erst recht klar, wenn wir die Carriere der Künstlerin verfolgen von dem Tage ab, wo sie zum erstenmale in Berlin auf der Bühne des königlichen Opernhauses erschien.

Am 31. August 1869 war es, als die Theaterzettel die Aufführung von Meyerbeers „Hugenotten“ mit Fräulein Lili Lehmann in der Partie der Königin „als Gast“ verkündeten. Noch war der Name der jugendlichen Debütantin nirgends

sekundären Stellung begnügen, und so sehen wir sie denn vorwiegend in Rollen wie Vielka im „Feldlager in Schlessen“, Adalgisa in „Norma“, Marzelline in „Fidelio“, Zerline in „Don Juan“, ausnahmsweise auch einmal als Agathe im „Freischütz“, Leonore in „Stradella“ beschäftigt.

Darüber vergingen Jahre, aber nicht Jahre des Stillstands. Trat auch die jugendliche, überall dem aufrichtigsten Wohlwollen begegnende Anfängerin über den Rahmen des ihr zugemessenen Repertoires vorerst nicht hinaus, so mußte sie doch die ihr zur Verfügung stehende Zeit eifrig dazu, die prächtige Stimme mehr und mehr zu vervollkommen und sich unterthan zu machen, wobei natürliches ästhetisches Empfinden und jenes Maß strenger Selbstkritik, ohne das nun einmal ein wirklicher Erfolg nicht möglich ist, der Lernenden außerordentlich zu statten kamen.

An dem Fluge, welchen die Entwicklung Lili Lehmanns darnach nimmt, langsam aber sicher, sehen wir nun, wie sich diese künstlerische Selbsterziehung Schritt vor Schritt belohnte. Pauline Lucca war längst aus dem Verbande des Berliner Hofopernpersonals geschieden, Mathilde Wallinger vom künstlerischen Schauspieler abgetreten, Carlotta Grossi einem Ruhe nach Wien gefolgt. Emilia Tagliana, die vom Berliner Publikum einst schwärmerisch verehrte Diva hatte dem Sänginnenleben entsagt. Da trat Lili Lehmann plötzlich in voller künstlerischer Reife hervor und wie im Siegeslauf eroberte sie sich fast den größten Teil des Repertoires aller ihrer Vorgängerinnen und damit eine erste künstlerische Stellung. Die Sängerin, welche zuvor die Zerline gesungen hatte, sang jetzt die „Donna Anna“, aus der Marzelline wurde eine „Fidelio“, an Stelle der Adalgisa trat die „Norma“, Cherubin wurde mit der „Susanne“ vertauscht und neben ausgesprochenen Koloraturpartien wie „Rosine“, „Mathilde“, „Philine“, „Königin der Nacht“, „Martha“, begegnen wir ihr in dramatischen, wie der bereits oben angeführten „Donna Anna“, „Leonore“, „Carmen“, „Venus“, „Norma“, „Katharina“, „Lucrezia“ und endlich gar „Brünhilde“.

Inzwischen hatten die Leistungen der Künstlerin ein Zeichen äußerer Anerkennung an höchster Stelle dadurch gefunden, daß sie zur königlichen Kammerfängerin ernannt worden war. Aber noch weitere Ehren harrten ihrer. Richard Wagners Ruhe folgend, sang sie bei den Bayreuther Festausführungen eine der Rheintöchter, und als sie vor wenigen Jahren zum ersten Male am Wiener Hofoperntheater erschien, imponierte die souveräne Art, mit welcher unsere Künstlerin die schwierigsten gesanglichen wie darstellerischen Aufgaben beherrschte, sowohl dem schwer zugänglichen Wiener Publikum, wie auch der höchst gestrengen Wiener Kritik derart, daß selbst Eduard Hanslik nicht umhin konnte, ihr ein künstlerisches Ehrendiplom auszustellen. — Wir aber meinen, daß einer Sängerin, deren Stimme wie dramatische Gestaltungskraft nirgends einer Schranke begegnet, die gleich vollendet eine „Königin der Nacht“ wie eine „Brünhilde“ singt, mit Recht das Epithet universelle Künstlerin gebührt.

Georg Frankenberg.



Lili Lehmann.

Königlich preussische Kammerfängerin.

mit besonderer Auszeichnung genannt worden, indes die anmutende Erscheinung der jungen Kunstnovize, der sympathische Klang ihrer zwar noch nicht großen, aber genügend ausgiebigen Stimme begegneten bei dem verwöhnten, streng-kritischen Publikum des Berliner Opernhauses freundlicher Anerkennung, und nach den üblichen weiteren zwei Gastrollen wurde die Debütantin engagiert. Aber neben einer Pauline Lucca, einer Mathilde Wallinger, einer Carlotta Grossi, die damals auf der Höhe ihres Könnens angelangt und von der vollen Gunst des Publikums getragen, Alleinherrscherinnen in ihren Rollen-fächern waren, mußte die Anfängerin sich vorerst mit einer



Novelle von Paul von Szczepeński.

Mit Illustrationen von R. Knötel.

Für einen Lebensmüden, der die Welt genossen, oder für ein junges Liebespaar, das die Welt über dem eigenen Glücke vergißt, konnte man sich keinen reizenderen Aufenthalt denken, als das kaum zwanzig Minuten von

einer kleinen Garnisonstadt entfernt gelegene und dem Herzog von S. gehörige Schloß Favorite. Vielleicht erschien es ein wenig barock mit seiner übermäßig imposanten Freitreppe, den steinernen Göttergestalten und der von einem Jupiter gekrönten, mächtigen Kuppel, aber die zweihundertjährigen Lannen des Parkes ließen niemand zu einer kritischen Beurteilung der wunderlichen Architektur kommen. Sie gestatteten immer nur den Durchblick auf ein kleines Teilchen des Baues, und dann nahm sich ein Stück der Freitreppe, ein verwittertes Ecktürmchen oder ein schnörkelumgebenes Fenster hübsch genug aus. Die junge Markgräfin Sybille, eine der Ahnfrauen des herzoglichen Hauses, hatte sich das Schloß vor mehr als hundertfünfzig Jahren erbauen lassen, um ihren exzentrischen Neigungen in verborgener Stille fröhnen zu können. Die mit allem Luxus jener Zeit ausgestatteten Räume der „Favorite“ hatten damals ein lustiges, ausgelassenes Treiben gesehen, aber noch zu Lebzeiten der Markgräfin war es stille in ihnen geworden. Denn wie es manchmal auch noch heute zu sehen pflegt: die Jahre und die Nuzeln hatten aus der schönen, weltlich gesinnten jungen Fürstin eine frommelnde Matrone gemacht, die mit Selbstkasteiungen und Rosenkranzbeten die Sünden ihrer Jugend abzubüßen trachtete. Bei jeder Perle, die durch ihre weißen Finger glitt, betete sie ein Vaterunser, das „Vergib uns unsere Schuld“ am brünstigsten, und sie starb mit dem Bewußtsein, aus einer großen Sünderin eine kleine Heilige geworden zu sein.

Die Nachkommen der sonderbaren Heiligen hatten Schloß Favorite immer nur als Jagdschloß benützt. In der Umgegend erzählte man sich, die Markgräfin habe trotz ihrer frommen Kasteiungen keine Ruhe im Grabe gefunden, und sie gehe noch heutigen Tages im Schlosse um. Deshalb habe auch niemals einer aus der herzoglichen Familie eine Nacht dort zugebracht. Vernünftige Leute glaubten selbstverständlich solchen Unsinn nicht; lag es doch auf der Hand, daß der herzogliche Hof sich nur deshalb von der Favorite fernhielt, weil ihm größere und bequemere Schlösser zur Verfügung standen, und vor allem, weil durch die Grenzverschiebungen zu Anfang dieses Jahrhunderts ein breiter Streifen fremden Landes die kleine Enclave, die eigentlich nur das Lustschloß mit seinem weitläufigen Park umfaßte, von dem Herzogtum trennte. So war nur das Nötigste gethan worden, um Schloß und Park nicht ganz verfallen zu lassen. Sah es daher dort auch romantisch genug aus, so mußte es doch einigermaßen Erstaunen erregen, als der Herzog seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Viktor, Schloß Favorite als Aufenthalt anwies, indem er ihn zugleich dem in der nahen Stadt garnisonierenden Husarenregimente als Lieutenant zuteilen ließ. Prinz Viktor war jung, kaum dreiundzwanzig, und unvermählt, — nichts berechtigte dazu, ihn für so glücklich zu halten, daß er die Menschen entbehren zu können glaubte, noch pflegt man sich in seinen Jahren so unglücklich zu fühlen, daß man sich einbildet, sie stehen zu müssen. Es hätte in dem Belieben des Herzogs gelegen, seinen Sohn bei einem der glänzenden Garderegimenter der Reichshauptstadt unterzubringen, wo dem Prinzen Gelegenheit genug geworden wäre, das Leben zu genießen und Erfahrungen zu machen, während die Wahl des Schloßes Favorite verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Straferbannung hatte.

In der That waren es besondere Gründe, welche die Wahl des Herzogs auf Schloß Favorite gelenkt hatten. Als

gefügt machen würden.

Als Prinz Viktor von seinen Reisen, auf denen ihn als Mentor der Kammerherr von Reizen umhergeführt hatte, an den Hof seines Vaters zurückgekehrt war, und dieser ihm die Eröffnung machte, daß er an einen der benachbarten Fürstenthümer zu gehen habe, um sich um die Hand der Prinzessin Feodora zu bewerben, einer durch alle Tugenden einer Fürstin und Frau ebenso wie durch ihren außerordentlichen, von einer russischen Tante ererbten Reichtum ausgezeichneten Dame, hatte Prinz Viktor kein Wort des Widerspruches gehabt. Ihm war ja auch niemals gestattet gewesen, einen Wunsch oder Willen zu äußern, sein Leben war Stunde um Stunde dahin geflossen nach den Mahnungen der Gouvernante, nach dem Studienplan des Hofmeisters, nach den Befehlen seines Vaters und nach dem Zwange der Etikette. Warum sollte er Prinzessin Feodora nicht heiraten? Er hatte so vieles im Leben gethan, wozu er nicht den geringsten eigenen Impuls gefühlt: Personen in Gnaden empfangen, die ihm widerwärtig waren, Dinge gesehen, die ihn absolut nicht interessierten, langen Dinners beigewohnt, ohne Appetit zu haben, und Whist gespielt um Spielmarken; also warum nicht auch dies!

Prinz Viktor reiste demzufolge auf die Brautschau. Er selbst dachte nicht anders, als daß er als Bräutigam zurückkehren werde. An dem benachbarten Hofe wurde er mit der Zuborkommenheit empfangen, welche dem künftigen Schwiegersohne gebührte, und mit den Festlichkeiten, die bei Fürstenthümern üblich sind: steifen Dinners, bei denen sich kein Mensch satt ißt, Thees mit Konzert und mittelmäßigem Theater mit Konversation in der Hofloge. Schon hatte ihm sein zukünftiger Schwiegervater den Stern seines Hausordens verliehen, und noch mißfiel ihm Prinzessin Feodora nicht. Sie war keine Schönheit, groß, übermäßig schlant, mit einem schmalen, knochigen Gesicht, wasserblauen Augen und dünnem blonden Haar. Aber was kümmerte das den Prinzen Viktor? Er hatte sie kaum angesehen, wenn er mit ihr das Nötigste sprach, er war ihr persönlich noch keinen Schritt näher getreten. Alles Nötige besorgte der Kammerherr. Der besprach mit dem Vater der Prinzessin, was über die Verbindung nicht schon

vorher schriftlich und altenmäßig festgestellt war, gab ihrer Mutter die ausführlichste Auskunft über die Trouseaux aller in den letzten zehn Jahren verheirateten fürstlichen Frauen und schilderte der Prinzessin selbst, wie leidenschaftlich Prinz Viktor ihr ihm zugänglich gemachtes Porträt angeschaut, wie stürmisch er zu der Reise gedrängt habe. Der gute Kammerherr that wirklich, was in seinen Kräften stand, sich einen Kuppelpelz zu verdienen.

Unglücklicher Weise machte Herr von Reizen endlich den Versuch, den Prinzen selbständig handelnd auftreten zu lassen. Prinzessin Feodora hätte sich jedenfalls an einer Liebeserklärung und Werbung durch den Mund des Kammerherrn auch genügen lassen, aber dieser glaubte durchaus, der modernen Romantik, wie er sich ausdrückte, eine Konzeption machen zu müssen. Prinz Viktor sollte der Fürstin seiner Wahl selbst seine Neigung offenbaren.

Das Arrangement der Scene ließ nichts zu wünschen übrig. Der engere Hofstaat mußte in dem großen Salon, während die erlauchten Eltern Prinzessin Feodora und den Prinzen Viktor in dem blauen Boudoir allein ließen. Der Prinz kannte seine Instruktion; er hatte der Prinzessin die gefühlvolle Rede zu halten, welche ihm von Herrn von Reizen einstudiert worden war, worauf Prinzessin Feodora mit einem schüchternen „Ja“ antworten würde. Dann sollte er der Prinzessin die Hand küssen, mit ihr in den Nebensalon treten und den Segen der Eltern erbitten. Der Fürst würde darauf Prinzessin Feodora, die Fürstin den Prinzen Viktor an der Hand in den Musiksalon geleiten und dem dort versammelten kleinen Hofstaat das große Ereignis verkünden. Eine Gratulationscours sollte den Abend beschließen.

Prinz Viktor stand vor der Prinzessin, auf einen Fauteuil gestützt, und wollte eben seine Lektion beginnen. Da dachte er unwillkürlich daran, daß die Prinzessin ja ganz genau wisse, was ihm zu sagen vorgeschrieben war, daß sie über den ganzen Verlauf des Abends ebenjotig unterrichtet sei wie er selbst. Er sah ihr in das Auge, ob er dort wohl etwas von der Erregung schauen könne, die ihn in diesem Moment erfaßte und ihm eine Weichheit der Empfindung verlieh, wie er solche bisher noch nie gefühlt hatte. Aber er sah nur die forrekte, terzengerade Haltung ihres überschlanken Oberkörpers, und daß sie nicht einmal die Wimpern sentte, als sein Auge das ihre traf. Prinz Viktor schauerte zusammen; es war ihm, als gehe von der Prinzessin eine wirkliche Kälte aus, die ihn anwehe, und in diesem Gefühl packte ihn der Gedanke, was es für ein trauriges Leben sein müsse, eine Frau an seiner Seite zu haben, die nicht wisse, was Liebe sei.

Zu allem Zwange, allen Pflichten, aller Langeweile seiner Stellung noch eine Frau ohne Herz — Prinz Viktor fühlte plötzlich und zum ersten Male, daß er selbst eines habe, und stammelte einige Worte, die nichts von seiner Lektion enthielten, — dann drückte er das Taschentuch gegen die Stirn und stürzte mit einer Entschuldigung plötzlichen Unwohlseins davon. Die einzige, welche sich ob des unvorhergesehenen Abbruches des Abends nicht echaufferte, war Prinzessin Feodora!

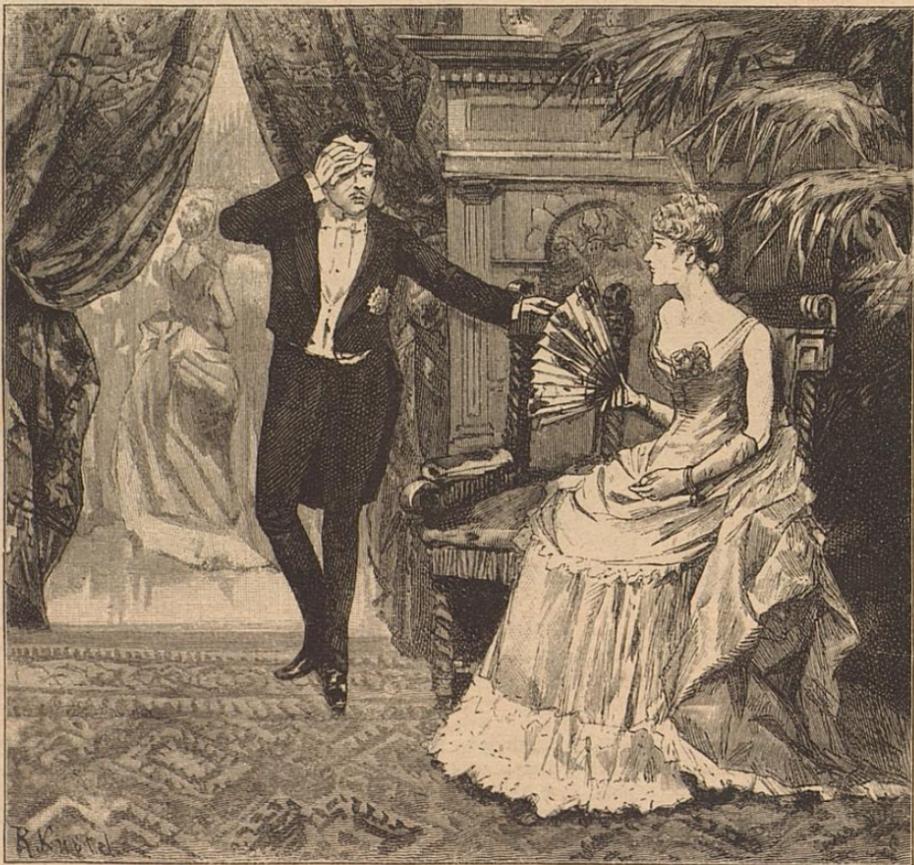
* * *

Unter dem Offiziercorps des grünen Husarenregimentes, dem Prinz Viktor auf den Wunsch seines Vaters zugeteilt wurde, herrschte natürlich eine nicht geringe Aufregung, als es bekannt wurde, daß das Regiment in Zukunft die Ehre haben werde, den Sohn eines regierenden Fürsten zu den Seinen zu zählen. Die Gitteln sahen schon das hübsche Band des herzoglichen Hausordens in ihrem Knopfloche, und die Ehrgeizigen hofften auf ein durch mächtige Protection beschleunigtes Avancement. Aber schon das erste Auftreten des jugendlichen Prinzen war ganz geeignet, diese hochgehenden Erwartungen beträchtlich abzukühlen. Wie Prinz Viktor, gefolgt von seinem Schatten, dem Kammerherrn von Reizen, in den Saal des Casinos trat und durch den Regimentskommandeur dem versammelten Offiziercorps vorgestellt wurde, wie er automatenhaft jedem Einzelnen die Hand entgegenstreckte und dabei einige eingelernte Worte der Begrüßung murmelte, die niemand verstand, wußte jeder, daß er im besten Falle auf einen guten Jungen zu rechnen haben werde, an dem man keinen Spielverderber zu fürchten brauche.

Aber selbst diejenigen, welche diese Ansicht vertraten, hatten noch ein wenig zu hoch gegriffen. Kammerherr von Reizen sorgte dafür, daß das Leben des Prinzen auf Schloß Favorite in nichts an die schönen Zeiten der Markgräfin Sybille erinnerte.

Die Palastrame der Herzogin, eine alte Freundin des Kammerherrn, hatte ihm kurz nach seiner Ankunft im Exil geschrieben, daß am herzoglichen Hofe die Verbindung des Prinzen Viktor mit der Prinzessin Feodora noch keineswegs aufgegeben sei. Man habe sich schon durch Pourparlers davon überzeugt, daß die Eltern der Prinzessin das sonderbare Benehmen des Prinzen Viktor zu ignorieren gewillt seien, um den Lieblingsswunsch der beiderseitigen Häuser — „und Völker“, setzte die Palastrame hinzu — doch noch zu verwirklichen. Kammerherr von Reizen sollte daher für eine Sinnesänderung des Prinzen sorgen, um so mehr, als der Herzog nicht abgeneigt sei, trotz der Gunst, in welcher Reizen bisher bei ihm gestanden, einen Sündenbock für den bösen Streich seines sonst so gehorsamen Sohnes zu suchen und den Kammerherrn das Scheitern seines Lieblingsplanes entgelten zu lassen.

Reizens Stellung stand also auf dem Spiele, wenn Prinz Viktor nicht bald sich eines Besseren beann. Da dem Kammerherrn jede Erklärung für den Gemütszustand des Prinzen fehlte, verfiel er nur auf ein Mittel: dem Prinzen den Aufenthalt auf Schloß Favorite so uner-



Dann drückte er das Taschentuch gegen die Stirn und stürzte mit einer Entschuldigung plötzlichen Unwohlseins davon.

träglich zu machen, daß ihm ein Leben an der Seite der Prinzessin Feodora dagegen wie ein Paradies erscheinen mußte.

Die kleine Garnison bot nichts, was den Prinzen anregen konnte; die Besuche bei der Gattin des Obersten und den übrigen Offiziersdamen waren in der hergebrachten förmlichen Weise erledigt. Die älteren Damen fanden den „kleinen Prinzen“ — Prinz Viktor sah mit seiner zarten Figur in der grünen Husarenuniform trotz seiner dreißigjährigen Jahre wie ein halbes Kind aus — „reizend“ und suchten ihn zu bemuttern; die jüngeren verloren natürlich ihr Herz an ihn und in dem Bestreben, den Verlust zu verbergen und außerdem nicht merken zu lassen, daß sie zum ersten Mal in ihrem Leben mit einem Prinzen verkehrten, wurden sie hölzern, listig und langweilig.

Von dem kameradschaftlichen Verkehr mit den jüngeren Offizieren profitierte Prinz Viktor gar nichts. Alle Donnerstag — so hatte es der Herzog angeordnet — aß der Prinz im Offizierskino. Saß er da auch nicht immer wie bei dem Begrüßungsbüro auf dem langweiligen Ehrenplatze zwischen dem Kommandeur und dem Staatsmägigen, so war doch immer Kammerherr von Reizen, „die Kinderfrau“, wie ihn das ganze Regiment nannte, in der Nähe, um irgend welche Ausbrüche menschlicher Laune im Keime zu ersticken und gleich nach dem Kaffee sein: „Hohheit befehlen den Wagen?“ zu flüstern. Sonst wurde die Tafel zu zwei Couverts im großen Speisesaale des Schlosses Favorite gebedet. Selten, daß mittags einer der Offiziere zu Gast gebeten wurde. Abends folgte eine Partie Whist, bei der sich jeder fürchtete, den dritten Mann zu machen; den Herren war es langweilig, dem Prinzen die Spielkarten abzugewinnen und als Zugabe die alten Witze des Kammerherrn von Reizen zu hören.

Aber Prinz Viktor fühlte sich bei diesem monotonen Leben ganz wohl. Für den Dienst hatten ihm die Kameraden Interesse einzulösen verstanden. Seine automatenhafte Apathie verschwand ganz, wenn er den Leuten einen Sprung vormachte oder ihnen zeigte, wie man sich gegen einen Kopfschlag deckt. Auch raste er sich einigemal auf und ritt mit einigen jungen Offizieren über Land, und diese hatten ihre Freude daran, wie er, von dem Zwange des Kammerherrn befreit, auftaute. Sie kehrten dann in einer Weinkneipe in einem romantischen Gebirgsthal ein und „pouffierten“ mit des Wirtes Tochter — der „kleine Prinz“ war gar nicht wiederzuerkennen.

Kammerherr von Reizen machte ein böses Gesicht zu diesen Ritten ohne seine Begleitung und nach einem ihm unbekanntem Ziele. Nicht lange danach verbat sich dem auch der Herzog sehr energisch diese Ausflüge ohne „passende Begleitung“. Prinz Viktor remonstrierte, es sei ihm nicht zuzumuten, sein Pferd mit dem pensionsfähigen des Kammerherrn gleichen Schritt halten zu lassen. Der Herzog antwortete, er müsse auf Herrn von Reizens Begleitung bestehen, damit das Land davor bewahrt bleibe, den präsumtiven Thronfolger — der älteste Sohn des Herzogs war kränklich — sich bei einem Sturz mit dem Pferde das Genick brechen zu sehen.

Prinz Viktor fügte sich; er fing an zu begreifen, warum es seinem Vater und Herrn von Reizen zu thun war. Er mußte innerlich darüber lächeln. Sie konnten es ihm nicht nehmen, im Park spazieren zu gehen und auf der Chaiselongue seines Zimmers — übrigens dem einzigen modernen Möbel im ganzen Schloß Favorite — zu liegen, seine Cigarette zu rauchen und zu träumen. Das genigte ihm, und um dem Kammerherrn zu beweisen, daß er seine Gesellschaft ganz entbehren könne, bestellte er das gemeinschaftliche Souper mit dem Whist ab: „Er werde von jetzt ab den Thee auf seinem Zimmer nehmen und überlasse es Herrn von Reizen, sich für den Abend andere Unterhaltung zu suchen.“

Der Kammerherr war wütend; er konnte über das Geschehene nicht einmal an den Herzog berichten, ohne einzugehen, daß er jeden Einfluß auf den Prinzen verloren habe. Er ging mit sich selbst über die Gründe der plötzlich bemerkbar werdenden Selbständigkeit des Prinzen zu Räte. Ob der Prinz trotz aller Vorsichtsmaßregeln vielleicht doch eine Liaison angeknüpft habe und aus diesem Grunde lästige Gesellschaft los sein wolle? Aber wo hätte der kleine Prinz ein Mädchen kennen lernen sollen, das einen Eindruck auf ihn hätte machen können? Im Schloß selbst befand sich kein weibliches Wesen, bis auf den jüngsten Reitknecht hinunter hatte Herr von Reizen die Dienerschaft zu Spionierdiensten verpflichtet, — es war also gar nicht denkbar, daß in des Prinzen Seele etwas vorging, dessen äußerer Anlaß dem Kammerherrn nicht bekannt wurde. Herr von Reizen beruhigte sich wieder und beschloß, den Prinzen in seiner Abgeschlossenheit ruhig gewähren zu lassen. Die Langeweile würde ihn von selbst daraus hervortreiben.

Das Nachdenken über sich selbst, hervorgerufen durch den Schauer, mit dem die Kälte der Prinzessin Feodora ihn angeheitert, und durch die Streifereien mit den jungen Offizieren, auf denen „der kleine Prinz“ zum erstenmale die Erfahrung machte, daß aller Glanz einer hohen Geburt, verglichen mit den Reizen der persönlichen Freiheit, nichts als ein leerer Tand sei, konnte allerdings den Prinzen nicht dauernd beschäftigen. Die Langeweile mußte ihn den Plänen seines Vaters gefügig machen, wenn er nicht auf Mittel sann, die Stunden, welche ihm der Dienst übrig ließ, zu töten. Er erinnerte sich wieder seiner Zeichentünfte und skizzierte die prächtigen Baumpartien des Parks. Als ein Regentag eintrat, ließ er in dem marmortafelten Ballsaale des Schlosses eine Scheibe aufstellen und

übte sich im Pistolenchießen. Das vergnügte ihn umso mehr, weil er wußte, daß sein Quälgeist, der Kammerherr, das Knallen der scharfgeladenen Schußwaffe nicht vertragen konnte und Nervenzufälle bekam. Die Freude an der ritterlichen Übung brachte ihn darauf, sich auch in der edlen Kunst des Fechtens weiterzubilden.

Den Zug der dritten Schwadron der grünen Husaren, welchen Prinz Viktor seit seinem Eintritt in das Regiment führte, schloß Unteroffizier Bergemann, ein Bursche wie Milch und Blut, mit Augen klar wie Bergwasser und ein Muster in allen Reiter-tugenden. Kein Hindernis war ihm hoch genug, er fehlte auf zwanzig Schritt keinen Türkentopf, und er schlug die beste Klinge im ganzen Regiment. Den Befehl Prinz Viktor jeden Nachmittags eine Stunde nach Schloß Favorite, und unermüdlich kreuzte er mit ihm Hieb- und Stoßwaffe. Er hatte vom ersten Tage seines Dienstes an eine Vorliebe für den jungen Menschen gefaßt. Sein offenes Wesen gefiel ihm und die zutrauliche Art, in der Bergemann den in allen Obliegenheiten des Dienstes noch unsicheren Prinzen unterstützte, machte ihn ihm unentbehrlich.

„Sie dürfen nicht glauben, Unteroffizier Bergemann, daß ich nur zum Schein fechte,“ hatte der Prinz vor Beginn der ersten Lektion noch ein wenig gravitatisch gesagt. „Schonen Sie mich nicht, ich werde Sie auch nicht sanft behandeln.“

Bergemann lachte darauf und ließ zwei Reihen weißer Zähne über seiner dunkelbeschatteten Oberlippe hervorschimmern, um die ihn jeder Prinz hätte beneiden können.

„Wenn man fechten lernen oder lehren will, Hohheit, darf man sich vor einem Hiebe nicht fürchten,“ sagte er gemächlich. „Aber ich glaube, es ist besser, wenn Hohheit im Anfang wenigstens einen Panzer nehmen.“

Davon wollte Prinz Viktor zuerst nichts wissen. Er legte sich aus und das Gefecht begann. Aber nach wenigen Se-

hnen oder sechs Pferde sehr großartig tituliert wurden, installiert war. Sie bildeten die hintere Grenze des herzoglichen Besitzes, und Prinz Viktor hatte jenen Teil seiner Reibenz bisher niemals betreten; sich selbst nach der Unterkunft seiner Pferde umzusehen, würde Kammerherr von Reizen für einen unverzeihlichen Verstoß wider die Etikette erklärt haben.

Eine der Fechtstunden näherte sich ihrem Ende. Unteroffizier Bergemann hatte dem Prinzen hart zugefetzt, und dieser war vor dem heftig auf ihn eindringenden Gegner bis an die Rückwand des Saales retiriert. Hier verteidigte er sich mit einer Gewandtheit, die der Bergemannschen Schule das beste Zeugnis ausstellte. Eben wollte der Prinz selbst zum Angriff übergehen und eine Blöße benutzen, die sein Lehrmeister sich im Eifer des Gefechtes gab, als er plötzlich das Rappier sinken ließ und auf das Fenster deutete.

„Sehen Sie nur, Bergemann, das reizende Mädchen, das unter den Kolonnaden auf das Schloß zuzukreitet,“ sagte der Prinz mit einer an ihm nicht häufig bemerkbaren Lebhaftigkeit.

Bergemann, der mit dem Rücken nach den Fenstern gestanden, wandte sich um. Eine scharfe Röte, welche seine Züge überflutete, entging dem Prinzen, der das näherkommende Mädchen beobachtete.

„Das wird wohl des Kastellans Tochter sein, Hohheit,“ sagte Bergemann, seiner Stimme einen möglichst unbefangenen Ausdruck gebend. „Mich wundert, daß Hohheit sie noch nicht gesehen haben.“

Prinz Viktor verwandte kein Auge von der anmutigen Gestalt.

„So so, des Kastellans Tochter,“ murmelte er.

Er war ganz nahe an das Fenster getreten. Jetzt hatte sich auch das junge Mädchen bis auf wenige Schritte dem Schlosse genähert und aufblickend erkannte es den Prinzen, der die Drahtmaske abgenommen hatte, um besser sehen zu können. Unter dem breitrandigen Strohhut erschaute Prinz Viktor die lieblichsten Züge, die er jemals gesehen zu haben meinte. Das junge Mädchen schlug sofort die Augen nieder und grüßte mit einer augenscheinlichen Verlegenheit, die den Reiz des hübschen Gesichtes noch erhöhte. Prinz Viktor schien die Fechtstunde vollständig vergessen zu haben; er sah der anmutigen Erscheinung, die in ihrem hellen Sommerkleide sich plastisch von dem dunklen Parkhintergrunde abhob, nach, bis sie bei einer Biegung des Weges hinter einer Tannengruppe verschwand.

Unteroffizier Bergemann drehte eifrig an den winzigen Schnurrbartspitzen und sein feddes Gesicht zeigte deutlich den Ausdruck der Ungebuld.

„Hohheit befehlen nicht, die Fechtstunde fortzusetzen?“ fragte er endlich, nachdem er sich einigemal geräuspert hatte, ohne daß der Prinz seinen Fensterplatz deshalb aufgab.

Prinz Viktor wandte sich verwirrt um; er hatte augenscheinlich die Gegenwart des Unteroffiziers ebenso vergessen wie den Zweck, der denselben hierhergeführt. Er lehnte sein Rappier an die Wand und warf einen Blick auf die Uhr.

„Es sind nur noch wenige Minuten; wir wollen es für heute genug sein lassen, Bergemann.“

Damit eilte der Prinz dem Ausgange zu, der nach seinen Zimmern führte, ohne sich in der gewohnten freundlichen Weise von seinem Lehrmeister zu verabschieden.

Bergemann pffif ein paar Töne durch die Zähne und schaute dem Verschwindenden einen Augenblick mit selbstsamem Gesichte nach. Dann packte er die Fechtutensilien zusammen, nahm seine Mütze und ging.

Prinz Viktor war an das Fenster seines Schlafzimmers geeilt, wo er hoffte, die Gestalt des jungen Mädchens noch einmal in einer der Parklichtungen auftauchen zu sehen. Aber er schaute vergebens. Statt der anmutigen Mädchengestalt sah er den Unteroffizier Bergemann denselben Weg schlendern, welchen jene eingeschlagen hatte, und er wunderte sich nicht darüber, denn es war die Straße, welche nach der Garnison führte.

Kammerherr von Reizen war empört in tiefster Seele. Sein Bögling zeigte plötzlich die besten Anlagen, ein Pferdennarr zu werden. Dreimal des Tages lenkte der Prinz seine Schritte dem Stalle zu, die Taschen mit Zucker vollgepackt, den er die Tiere aus den höchstheiligen Händen fressen ließ. Der Kammerherr wagte endlich einige Vorstellungen; er wisse wohl, daß es Landebelleute und exzentrische Damen gebe, welche für die Stallatmosphäre eine unbegreifliche Vorliebe bekundeten, aber —

Über das „aber“ kam Kammerherr von Reizen dieses Mal nicht hinaus. Er hielt wirklich erschrocken inne, denn der „kleine Prinz“ bestete seine Augen plötzlich mit einem Ausdruck von Energie auf ihn, die Herr von Reizen niemals bei seinem Bögling zu finden erwartet hatte.

„Was Sie bei Landebelleuten und exzentrischen Damen für eine unbegreifliche Vorliebe halten, wenn lieber Kammerherr,“ sagte Prinz Viktor mit unverkennbarem Spott, „das halte ich für die Pflicht eines Kavallerieoffiziers.“

Damit ließ der Prinz seinen Mentor beim Nachtschiff des eben beendeten Diners sitzen und eilte sporenklirrend dem Stalle zu, in jeder Hand einige Weißbrode, die, wie ihm Bergemann in der letzten Fechtstunde zu seiner Überraschung anvertraut hatte, den Pferden ebenso willkommen sein sollten wie Zucker.

(Schluß folgt.)



Prinz Viktor verwandte kein Auge von der anmutigen Gestalt. „So so, des Kastellans Tochter,“ murmelte er.

kunden fühlte er Bergemanns stumpfe Klinge so schmerzhaft auf dem Schulterknochen, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht aufzuschreien.

Bergemann lachte wieder, indem er seine Waffe senkte.

„Die Paraden taugen noch gar nichts, Hohheit. Es ist wirklich besser, wenn Hohheit den Panzer umschnallen, man traut sich sonst nicht recht heraus,“ sagte er.

Prinz Viktor sah seinen Gegner darauf etwas bedenklich an. Wenn der Hieb „noch nicht recht heraus“ war, dachte er, kann die Sache doch etwas schmerzhaft werden. Dann lachte auch er und ließ sich den wattierten Leinenpanzer umschnallen.

„Sie machen mich sonst am Ende noch dienstunfähig, Bergemann,“ meinte er.

Mit diesem Schuß und der Drahtmaske konnte er dem gewandten Gegner schon eher seinen Mann stehen. Die Eisen klirrten aufeinander, daß die Funken stoben, und Prinz Viktor war mit einem Eifer bei der Sache, als wolle er sich zu einem mittelalterlichen Raufbold ausbilden. Unter dem Einfluß der gegenseitigen Hiebe wuchs zwischen den beiden bald ein vertrauliches Verhältnis heran, bei dem Prinz Viktor trotz seiner erhabenen Stellung ganz entschieden der abhängigere Teil war. Es mochte das daher rühren, daß er trotz des Leinenpanzers die schmerzhafteren Streiche empfing. So Hohheit der Herzog würde wahrscheinlich über dieses Vergessen der Stellung sehr ungehalten gewesen sein, wenn er davon erfahren hätte; aber Kammerherr von Reizen hielt es für besser, dem Schauplatze fern zu bleiben, auf dem die triegerischen Neigungen seines Schütlings sich so unerwartet entwickelten.

Dieser Schauplatz, der Marmorfaal, lag im Erdgeschoß, und seine bis auf den Fußboden herabreichenden Fenster gewährten einen freien Blick auf das große Rajenparterre, welches die Hinterfront des Schlosses begrenzte. Massiv gedeckte Wandelbahnen führten von den beiden Seitenflügeln des Schlosses an diesem Parterre entlang nach den Wirtschaftsgebäuden, in denen der Kastellan des Schlosses seine Wohnung hatte, und nach den Stallungen, in denen der Marstall des Prinzen, wie die

Pariser Boulevardleben.

(Hierzu das Bild von Picard.)

Ein geistreicher Franzose hat die großen Boulevards von Paris einmal mit zwei Hemisphären verglichen. Die Antipoden sind nach ihm Madeleine- und Bastillenplatz, der Äquator ist der Boulevard Montmartre, der sich dem vornehmeren Boulevard des Italiens anreicht. Auf diesem imaginären Äquator brennt die Sonne des Pariser Lebens in der That am heißesten; zahllose Läden, Bazare, Parfümerien, Bronze-warenläden u. s. f. fassen die breite Straße mit ihrem makadamisierten Fahrweg und ihren geräumigen asphaltierten Trottoirs glänzend ein. Hier dominiert der Handel, während auf dem Boulevard des Italiens und zum Teil auch auf dem des Capucines mit ihren zahlreichen Klubs, den berühmtesten Cafés von Paris, den großen Hotels, dem Credit Lyonnais, der Oper und dem Bauderville, die haute finance das Szepter führt.

Nichts interessanter, als ein Spaziergang auf dieser langen, so wechselnde Bilder bietenden Linie, oder besser noch eine

anglais, Gelder, Café Napolitain u. s. f. Die Luft ist lau und sommerlich, es ist die sogenannte „Stunde des Absinth“, d. h. zwischen halb sechs und halb sieben Uhr, und die doppelten Stuhltreihen, welche vor den Cafés auf dem Trottoir aufgestellt sind, sind dicht besetzt. Um diese Stunde erscheinen auch die Abendblätter, welche die Zeitungsverkäufer in mächtigen Paketen in den Zeitungskiosken niederlegen. Andere, und leider nicht wenige, verschmähen den Zwischenhandel der Kioske und rufen mit ihren schnarrenden Stimmen rastlos ihre Ware aus, eine aufdringliche Reklame, die an das monotone Gelärm im Unterteich erinnert. Des Morgens dagegen sind es die ambulanten Verkäufer von Gemüse, Obst, Fischen und Seemuscheln, von deren Rufen die mächtigen Häuserwände der Pariser Ringstraße wiederhallen. Der stumme Fisch und der langsame Krebs begeistern die sogenannten marchands de quatre saisons nicht selten zu den sangreichsten und muntersten Weisen, unter denen der um ein Leitmotiv verlegene Komponist gewiß das Gesuchte finden würde. . . .

Es ist Abend geworden, die mächtigen Gasflammen der Straßenlaternen und die noch mächtigeren der juwelenfunkelnden Läden verwirklichen das Schillersche Wort: „Taghell ist

Oper rücksichtslos im bunten Reizekostüm erscheint, — welches bunte Hin und Wieder! Und die „Könige im Exil“, wie Daudet sagt, welche die Cigarette im Munde, mit philosophischem Gleichmut die selbst auf den großen Boulevards nicht seltenen blauen Nationalblusen streifen! Und — ein ganz anderes Bild! — der Pariser Straßenpöbel, die liebe Straßenjugend, welche die blague, wir würden sagen den Akt, liebt und der jede Demonstration, ein Arbeitermeeting, Excese vor der Redaktion irgend eines Boulevardblattes, wie der Gaulois oder der Gil Blas, mit Erlaubnis zu sagen, ein „gesundenes Fressen“ ist! Es geht ihr nichts über die Volksaufläufe, selbst wenn es sich um eine Bagatelle handelt, es macht ihr doch einen . . . Fokus, um eine gut deutsche Rede- wendung zu gebrauchen.

Ein solches kleines Boulevard-Drama hat uns in unserem Bilde Picard, der bekannte französische Maler, so lebhaft vorgeführt, daß die Hauptpersonen der Handlung lebhaft vor uns zu stehen scheinen. Die rechte Hand des mit einem schwarzen Zylinder geschmückten Droschkentüschers sagt uns alles. Sie ist, wie das für den modernen Roman so beliebte Schlagwort lautet, der Schlüssel des Bildes. Der



Auf dem Boulevard des Capucines. Von Picard.

Spazierfahrt auf dem Verdeck des Omnibus, wie sie Viktor Hugo fast täglich unternahm.

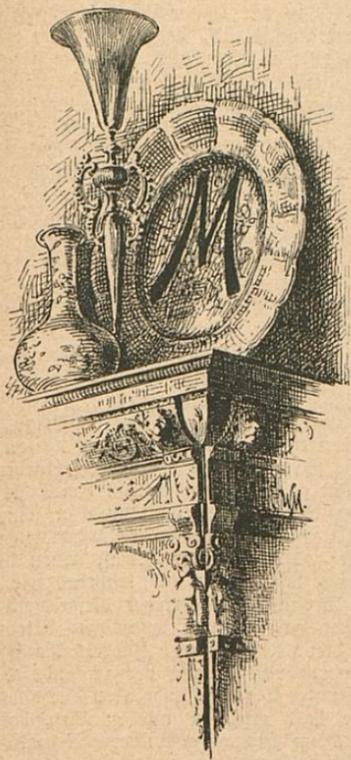
Besteigen wir also an der Madeleine den Omnibus, um an der Oper vorüber die Boulevards hinabzufahren, und zwar in umgekehrter Richtung, als der Omnibus unseres Bildes. Je nach der Tageszeit werden wir viele elegante Equipagen vor der Madeleine halten sehen, welche die Modestriche der vornehmen Gesellschaft ist; die schönen Sünderinnen beichten hier nur in elegantester Toilette, und während das eine Auge im sammetgeschmückten Meßbuch andächtig ruht, sucht das andere neugierig bei den Nachbarinnen nach den neuesten Kunstwerken der Nadel. Auf der Fahrt begegnen wir in den Nachmittagsstunden zahllosen, zum Teil hocheleganten Equipagen, welche alle dem Bois de Boulogne zustreben und die elyrischen Felder in eine wahre Korfostraße verwandeln; hier und da stürmt auch ein eleganter, englisch gekleideter Franzose, wie es der neueste Modestport erfordert, mit dem Podometer zu Fuße nach dem Boulogner Gehölz hinans, nicht selten auch Damen, die sich jetzt ja mehr und mehr aller Sportgattungen bemächtigen. Wir werfen von unserem hohen Sitze aus einen bewundernden Blick auf die mächtige, allerdings etwas überladene Fassade der großen Oper, kommen gleich darauf zu derjenigen Stelle des Boulevard des Capucines, die unser Bild zeigt, und passieren dann die berühmten, den Lesefinnen aus manchem französischen Sittenroman bekannten Cafés Tortoni, Maison Dorée, Café

die Nacht gelichtet“. In dem Bauderville-Theater, das wir zur Linken sehen, ist gerade ein Akt beendet, und das Publikum eilt auf den Balkon hinaus oder nach dem benachbarten Café Americain, falls es sich vor den „Bataillonen Citharens“ nicht fürchtet, wie es in dem neuesten Boulevardjargon heißt. Dieser hat sich verändert, wie die Boulevards und die Boulevardtypen selbst. Einzelne Phrasen desselben treffen unser Ohr, aber man hört nicht mehr von der jeunesse dorée, von den petits crevés und den cocodes reden, heute heißt es: la haute gomme oder le monde pschutt und wie die Modewörter sonst noch lauten. Die Boulevardtypen haben sich, wie gesagt, verändert, aber die Stutzer sind immer Stutzer geblieben, und Gott weiß, daß man ihnen in jener mächtigsten Verkehrsader des modernen Paris in Scharen begegnet. Neben dieser Spezies sind es die zahllosen Journalisten, Künstler, Baudevillisten, Chronisten, welche in ihrem Äußeren mehr oder minder excentrisch, sich zum Café nach dem Frühstück, oder zum „Absinth“, vor dem Diner oder schließlich nach dem Theater in ihren Stammcafés zusammenfinden, und bei der Cigarette lebhaft plaudernd und gestikulierend, wesentlich dazu beitragen, speziell dem Boulevard des Capucines, des Italiens und de Montmartre ein eigenartiges Gepräge zu geben. Und nun die vielen Fremden! Von den Japanern und den in ihren weißen Burnus gekleideten, feierlich einherziehenden Marokkanern bis zu dem europäischen Griechen, Spanier und Engländer herab, der bei sich zu Hause selbst bei einem kleinen Diner im Frack, dagegen in der Pariser

alte weißhaarige Herr ist natürlich unschuldiger als ein Kind, nicht er ist für die kleine Karambolage der beiden, wie Torpedoboot und Panzerschiff sich gleichenden Wagen verantwortlich zu machen, nein, „das Karnickel hat angefangen“. Wie? er soll mit der souveränen Verachtung, welche die Droschke dem bösen Rivalen Omnibus bei jeder Gelegenheit zeigt, dem schwer belasteten Ungetüm so dicht vor der Nase vorübergefahren sein, daß der hoch oben, im Wilde sogar zwischen Baumkronen thronende Rosslenker nur noch eben Zeit genug gehabt hat, mit brutaler Faust die Pferde nach rechts heranzureißen? Welche Verleumdung! Aber auf den Gardien de la paix, dessen Kostüm die Leser aus dem Bilde erkennen und mit dem eines Berliner Schutzmanns vergleichen mögen, scheint die Beredsamkeit unseres an einen Winkeladvokaten erinnernden Straßenredners nur einen geringen Eindruck zu machen. Er kennt seine Leute und antwortet nicht einmal, während er mit der Ruhe eines Philosophen die Nummer der Droschke notiert. Der brummhörige, vierschrötige Kondukteur steht hinter ihm, die schweren Füße weit auseinander, als wenn er sie auf die breite Basis seines guten Rechtes stemmte, ein scheinbar gleichgültiger Zuschauer, aber doch im tiefsten Innern darüber frohlockend, daß er seine Fahrt fortsetzen darf, nicht ohne das Bewußtsein, daß die Kemeßis einen seiner Plagegeister, eine der bössartigen, den biedereren Omnibus umschwärmenden Insekten endlich einmal erlitt hat. . . .

Eugen von Jagow.

Kunstgewerbliches



it dem Damenzimmer im Rokoko-Stil, das wir in unserer ersten Nummer dieses Quartals gebracht haben und das in seiner künstlerischen Stileinheit außerordentlichen Beifall gefunden hat, bildet das Herrenzimmer, dessen größeren Teil unsere heutige Zeichnung zeigt, einen interessanten Gegensatz. Dort ist alles leicht und heiter gestimmt, in milden, zart gebrochenen Farben gehalten; hier herrschen die kraftvollen, die tiefen und die glühenden Farben, die schweren Stoffe vor. An die Stelle des prächtigen gefälligen Grundcharakters tritt hier der ernste und gediegene, mit welchem der einer

warmen Behaglichkeit sich sehr wohl verbindet.

Die Vorhänge und Portiären, teils hier und da durch Ketten oder Quastenschmüre aufgenommen, sind im Stil Henri II. gehalten, mit faltenlosen kastenförmigen Lambrequins, welche bei reichlicher Einrichtung durch applizierte farbige Ornamente auf dem Fond des dunkel- oder mattblauen Vorhangstoffes dekoriert werden können. Für die Portiären empfehlen sich reichfarbige orientalische Teppichgewebe, Kelims oder Djidjims, oder jene vortrefflichen Imitationen dieser Stoffe, wie sie heute in den sächsischen Fabriken in musterhafter Güte angefertigt werden.

Statt der hellen Untergardinen sind transparente japanische Stores oder solche von grauem resp. elfenbeinfarbigem Leinenstoff mit breitem Spitzenbesatz anzubringen, welche abends völlig zugezogen werden. Auch Vorsätze aus Glas mit eingefügten Glasmalereien und ornamentierten farbigen Worten sind passend zu verwenden. Die Bekleidung der Wände oberhalb des hohen Holzpanneels, falls dieses in dem Zimmer angebracht ist, wäre entweder in mattrotem Ton zu halten, oder durch die ganz den Goldbleiertapeten gleichenden gepressten japanischen Lederpapiertapeten zu bewerkstelligen, welche die schönsten und mannigfachsten Muster und Tönungen zeigen.

Der Plafond ist als echte oder imitierte gegliederte Balkendecke zu halten, deren Felder durch wirkliches oder gemaltes Holzintarsia-Ornament geschmückt werden. Den Parketboden bedecken entweder unmittelbar, oder auf dem Fond eines großen, ihn völlig überspannenden, einfarbigen (blauen oder roten) Be-

lourteppichs hier und da hingelegt, kleinere orientalische Teppiche von reicher und harmonischer Farbentombination. Alles Holzwerk an den Möbeln dieses Zimmers, Schreibtisch, Stühle, Bibliothek, Wandschränken ist dunkel gewachstes Eichen; die Beschläge aus matt poliertem Eisen und Kupfer; die Krone mit herabziehbarer Lampe aus mattglänzendem Kupfer.

Der Divan auf unserem Bilde lehnt an einer hohen mit einem echten Orientteppich bekleideten Rückwand, welche oberhalb desselben durch ein stark ausladendes, auf Eckkonsolen ruhendes Simsblett gekrönt wird. Dies ist vorzüglich geeignet zur Aufstellung von Büchern, deren Einbände allerdings entsprechend in Stil und Farben zu halten sind, echten alten oder imitierten Krügen, Keltern und chinesischen Vasen, Majolikafüßeln, venezianischen Gläsern etc. Den Bezug des Divans bildet ein dazu arrangierter Orientteppich oder ein für diesen Zweck gewebter dicker teppichartiger, in den Farben wohl gestimmter Belourstoff. Die frei an die Rückwand gestellten Kissen sind mit jenen farbenprächtigen, reich gemusterten Geweben bezogen, welche den ägyptischen und syrischen Gestalten entkammen.

In einer anderen, auf unserem Bilde nicht sichtbaren Ecke dieses Herrenzimmers hat ein großer Eckdivan seine Stelle; in seiner Nachbarschaft sind Sessel mit sehr hohen Lehnen im echten Stil des 17. Jahrhunderts aufgestellt, welche abwechselnd mit dickem Tapissierstoff bezw. Gobelin bezogen sind. Aus dieser Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit im einzelnen muß dennoch ein einheitliches und harmonisches Ganze hervorgehen. Ein (auf unserem Bilde nicht sichtbarer) regularer Bücherschrank mit geschlossenem Untersatz zur Aufnahme von Mappen etc. wird zum Teil durch einen Gobelin-Vorhang geschlossen, der durch Ringe oben an einer Querstange befestigt ist und durch Schnur oder Kette seitlich aufgenommen wird.

Durch die Thür zwischen den zurückgeschlagenen Portiären blickt man in das benachbarte Speisezimmer. In der Farbestimmung wie im Stil der Möbel ist dasselbe diesem mit ihm innig verbundenen Herrenzimmer, in welches die Tischgenossen nach der Mahlzeit eintreten, um den Kaffee zu nehmen, zu rauchen, zu plaudern etc., durchaus harmonisch zu halten. Auch ist es empfehlenswert, das Herrenzimmer, noch außer den nur für dasselbe bestimmten Möbeln, mit einigen Stühlen und Fauteuils mit Bezügen von Gobelinstoff, gepresstem oder

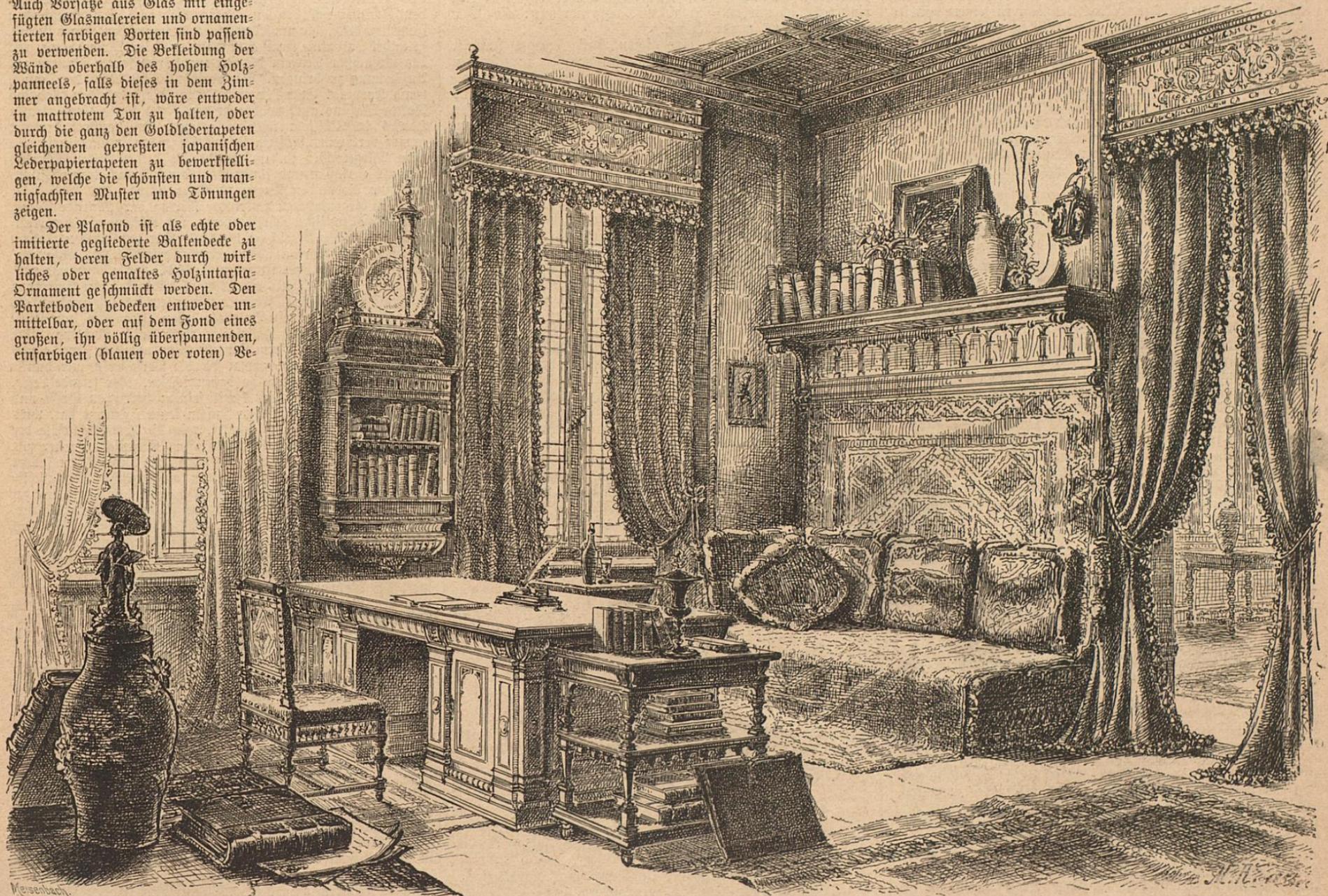
capitoniertem Leder, dessen Ton zu dem in beiden Räumen vorherrschenden stimmt, auszustatten, welche, wenn es erforderlich, noch in das Speisezimmer gestellt werden können, um dessen Ameublement um den Tisch oder am Kamin nach Bedarf zu vervollständigen.

Je nach den Mitteln, welche dem Architekten und Decorateur zur Verfügung gestellt sind, wird ein solches Herrenzimmer reicher, echter, luxuriöser oder einfacher, bescheidener und Imitationen nicht abwehrend, ausgestattet werden können. Aber immer wird es sich empfehlen, diese Einrichtung einem Manne oder einer Firma anzuvertrauen, welche die Garantie dafür bieten, daß sie zur Lösung einer solchen Aufgabe jene Hauptsache mitbringen, welche — die Kosten nicht erhöht, aber jene befähigt, auch mit mäßigen Mitteln ein den feinsten, künstlerischen Sinn befriedigendes, die Seele des Bewohners wohl und behaglich stimmendes Ganze zu schaffen: Geschmack, intimes Verständnis, Farbensinn, Stilgefühl, ein poetisch-malerisches Empfinden.

Wer nicht selbst Künstler, in seinem Urteil und seiner Sachkenntnis sich nicht völlig sicher fühlt, thut zweifellos am besten, statt in verschiedenen Etablissements das vermeintlich Passende zusammenzusuchen, die ganze Einrichtung einer auf diesem Gebiet gründlich erprobten Firma ersten Ranges, wie in Berlin z. B. Carl Müller & Co., zu überlassen, die ihm, Dank den Kräften und den Wegen, die ihr zur Verfügung stehen, die Garantie der in jeder Hinsicht besten, gediegensten und geschmackvollsten Ausführung solcher Aufträge bietet. Sie macht sich unter anderm anheischig, einer Wohnung aus fünf Räumen, dem neulich gebrachten Rokoko-Boudoir, diesem Herrenzimmer, dem Speisezimmer, einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer bestehend, eine in Formen, Farben, Möbeln, Vorhängen, Teppichen, Tapeten, Getäfel, dekorativer Ausstattung wahrhaft vollendete musterergütige Einrichtung für eine Summe von 12 000 Mark zu geben.

Oft genug schon hat diese Firma den Beweis geführt, daß sie das Schöne, Harmonische, Reizvolle, in der Mannigfaltigkeit Einheitliche in einem Wohnungs-Arrangement zu realisieren versteht, ohne daß es dazu eines Opfers von solchen Geldmitteln bedürfte, wie sie nur den Millionären für solche Zwecke zur Verfügung stehen.

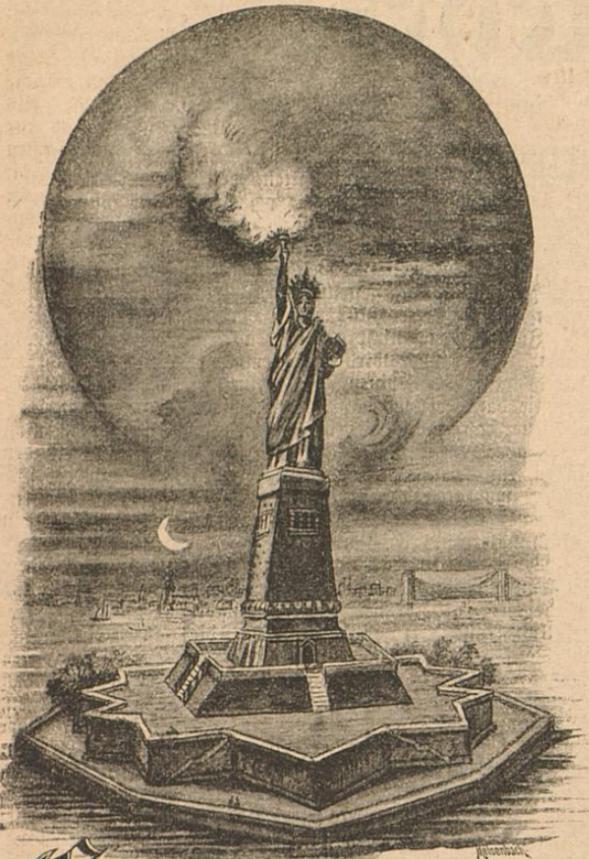
Ludwig Pietsch.



Herrenzimmer im Renaissancestil.

Bunte Bilder aus der amerikanischen Frauenwelt.

Von Max Forthing.



Es ist nicht das alte Thema von der Amerikanerin, ihren Vorzügen und ihren Mängeln, ihrer stark übertriebenen Schönheit und ihrem Unabhängigkeitsfinn, das ich hier behandeln will. Ich habe die Figuren und Sitten aus dem Leben herausgegriffen und lose aneinander gereiht, indem ich mich dabei von dem Gesichtspunkte leiten ließ, nur dasjenige auszuwählen, was mit den Gestalten und Gewohnheiten der deutschen Frauenwelt kontrastiert, was auf transatlantischem Boden gepflanzt und gewachsen ist und sich nur dort unter den gegebenen Verhältnissen so entwickeln konnte. Wenn nun dabei gleich eingangs dieser flüchtigen Skizze einzelne Züge beleuchtet werden, welche die Damen der New Yorker Gesellschaft in keinem vorteilhaften Lichte erscheinen lassen, so erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß, was auf einzelne paßt, nicht auf die Gesamtheit zu übertragen ist. Auswüchse giebt es überall, zumal in den großen republikanischen Gemeinwesen jenseits des Ozeans, wo alles noch in der Gährung begriffen und noch nichts fertig ist. Das amerikanische Familienleben habe ich gar nicht geschildert, höchstens hier und da oberflächlich berührt. Mag die freundliche Leserin den Strauß hinnehmen, wie er ihr geboten wird, er ist nicht gewunden, wie der Kunstgärtner ihn bindet, es sind auch wilde, sehr wilde Prärieblumen darunter.

I.

Eine Börsenagentur für Damen in New-York.

Ein aufregenderes Leben als das des Spekulanten von Profession giebt es nicht. Ehrgeiz und Habgier, Groll und Mut, Neid und Eifersucht — alles das quält und peinigt ihn und läßt ihm keine ruhige Stunde. Tag und Nacht schwebt über ihm ein dunkles, unbestimmtes, gestaltloses Etwas, das höhlängige Gespenst des ewig drohenden Ruins. Die Spekulation macht ihn zum Materialisten durch und durch; für seine Sorgen, seine Angst, seine Qualen will er alles haben, was Reichtum zu bieten vermag. Er rächt sich an dem Gelde, das ihm so viel gekostet hat, er verschwendet es, als wäre es so billig wie die Luft, die er atmet.

Die Frauen Amerikas sind ebenfalls von der Spekulationswut ergriffen worden; in New-York wie in San Francisco und Chicago haben sie sogar ihre eigenen Produktenbörsen. In Baden-Baden und in Homburg zählten einst die Damen zu den verwegenen Spielerinnen, und Lord Beaconsfield schildert in seiner Skizze „Lady Berty and Bellair“ eine Fromme, die eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gelobt hat, sich jedoch Hals über Kopf in den Strudel der Eisenbahnspekulation stürzt und in Ohnmacht fällt, als sie vernimmt, daß die schmalfurige Route gewonnen hat.

Ein Wunder ist es also nicht zu nennen, daß die Amerikanerinnen in der „Straße“, wie Wallstreet, die Straße der Bankiers und Makler par excellence, abgekürzt heißt, mit ihren Geldern operieren. Sie haben es ihren Vätern, Männern oder Brüdern abgesehen und manövriert durch deren Vermittelung, andere jedoch scheuen sich gar nicht, in eigener Person bei ihrem Bevollmächtigten zu erscheinen. In einer der fashionablen Gegenden der oberen Stadt giebt es jetzt sogar eine Finanzagentur ausschließlich für das weibliche Geschlecht, und dahin bitte ich die schöne Leserin mich zu begleiten.

Gegründet ist dieses Institut von der ältesten Tochter eines Bankpräsidenten, die, ihrem starken Unabhängigkeitstrieb folgend, sich von ihren Eltern getrennt und, um einem tief empfundenen Bedürfnis abzuhelfen, sich in jenem Lokal etabliert hat, zu dessen geweihten Räumen nur Damen der Zutritt gestattet ist; noch hat kein männlicher Fuß sie entheiligt.

Sie steht mit einer bekannten Maklerfirma in Wallstreet in Verbindung, durch welche sie alle erhaltenen Aufträge besorgt. Dafür bezieht sie von derselben ihre Prozente, die sie nicht nur in den Stand setzen, selbständig und behaglich zu leben, sondern ihr auch noch einen erklecklichen Überschuß abwerfen.

Rundinnen hat sie genug und zwar aus allen möglichen Schichten der Gesellschaft: Bankiers- und Kaufmannsfrauen, Gattinnen von Beamten und kleinen Geschäftsleuten, Schauspielerinnen und Sängern, Witwen und Mädchen. Solche, die nicht genug besitzen, um auf eigene Faust zu operieren, legen ihre Gelder zusammen und übergeben sie der Maklerin, die alsdann am „settling day“, dem Begleichungstage, die Gewinne oder Verluste für die Einzelnen pro rata berechnet.

In dem Vorderzimmer ihres Bureaus arbeitet sie mit ihrer jungen Gehilfin, in dem größeren daranstoßenden Raum sitzen in Sophas und Fauteuils ihre ständigen Patroninnen, rauchend, plaudernd und das Steigen und Fallen der Course besprechend. Ganz in der Nähe ist die „ticker“, das tickende Instrument, welches von der Börse her den Stand der Papiere schriftlich meldet, und durch einen anderen telegraphischen Apparat werden die Bestellungen direkt aufgegeben und in der „Straße“ sofort effectuirt.

„Es sieht jetzt flau aus auf der Börse,“ beginnt eine der jungen Damen, zündet sich eine „between acts“, eine Zwischenaktscigarre, an und lehnt sich behaglich in den Armstuhl zurück. „Das Publikum bleibt ihr fern, sie wird allein durch professionelle Spekulanten in schlaftrigem Gange erhalten. Die gehen zwei oder drei Mal die Woche hinunter und lassen die Aktien um einige Prozente auf- oder abwärtsrücken. Sobald der Markt wieder sich selbst überlassen wird, hören auch diese leichten Zuckungen auf und alles ist wieder beim alten.“

„Die Eisenbahnen,“ fällt eine andere ein, „sollen brillante Geschäfte machen und die Aussichten auf unsern Getreide- und Produktexport sind gut. Auf der andern Seite“, fährt sie fort und bläht nachdenklich die blauen Rauchringel ihrer Havana in die Luft, „haben wir die Überschwemmung im Westen, Fallissements in allen Zweigen des Handels und der Industrie und absoluten Mangel an Vertrauen in die Verwaltung der großen Korporationen. Dazu kommt die Ungewißheit über die Haltung des neuen Congresses — kurzum,“ schließt sie seufzend, „es ist gar kein Leben auf der Börse.“

„Ich wollte es einmal mit Petroleum versuchen,“ nimmt eine hübsche Blondine mit ledem Stuppsnäschchen das Wort, indem sie die Asche von ihrer Cigarette streicht, „allein das ist auch so eine Sache. Ich glaube wohl, daß wir „outsiders“ (nicht zur Börse gehörige) in Getreide, Schweinefleisch, Schmalz, Baumwolle, Petroleum und anderen wirklich greifbaren Dingen mehr Chancen haben, als wenn wir unser Geld in jene chimärischen Aktien wagen, die immer auf- und abtanzen, ganz nach Belieben der Eisenbahnmagnaten. Aber auch dort muß man sich vor den Claqueen hüten und ihren geheimen Verschönerungen.“

„Ich habe meine festen Regeln,“ lacht eine allerliebste dicke müntere Soubrette mit schwarzen Haaren, braunen Feuer- und alabasterweißen Zähnen. „Ich setze eine bestimmte Summe für meinen Haushalt, für meine Toilette, für meine Schmuckstücke und Luxusartikel fest und so und soviel für Wallstreet. Schlägt mir's auch einmal gänzlich fehl, je nun, in diesem jungen, kräftigen, wunderbar reichen Lande muß man den Mut nicht verlieren. Sind die Toten begraben, die Trümmer weggeräumt und die Kriegskosten bezahlt, dann ist alles vergessen und es kann wieder von neuem losgehen. Nur eins habe ich mir ein für allemal vorgenommen: ein „Bär“ (Baiffspekulant) werde ich nie.“

„Well,“ entgegnet eine schon stark betagte Jungfer mit Falkenaugen und Habichtsnase, die schon seit zehn Jahren oder länger spekuliert und abwechselnd ein Vermögen gewonnen und verloren hat, „ich bin allerdings vorwiegend „Bull“ (Hauffspekulant), habe aber auch schon durch Baiffen Tausende herausgeschlagen; es kommt eben ganz darauf an. Wenn wir nur bessere Nachrichten über den Stand der Ernten hätten! Aus dem großen Ackerbaustaat Illinois trifft die Meldung ein, der Hafer stände vorzüglich. Was nützt uns Hafer! Weizen brauchen wir, und noch einmal Weizen und dann Mais! — Hafer? — Pah!“

In diesem Moment steckt die Maklerin den Kopf durch die Thür. „Harlem ist wieder um sieben in die Höhe gegangen!“ verkündet sie.

„Das ist doch merkwürdig!“ ruft die erste Sprecherin aus. „Ich bin stark an Harlemaktien interessiert, als „Bär“ heißt das. Falls das aber noch lange so fortgeht und das quecksilberige Papier immer noch höher steigt, dann — ich denke, ich werde mir die Sache einmal überlegen.“

„Wenn man es doch auf so ein Viertelmilliöndchen bringen könnte!“ schmachtet die Soubrette. „Ich wollte schon mein Leben genießen und es anders machen als die New Yorker Krösche, die sich ein Beispiel an den Medicis, Corsinis, Pruzzis und Strozzi nehmen sollten, jenen Förderern der Kunst und Civilisation. Was thun denn unsere großen Kapitalisten eigentlich, um ihren Namen der Nachwelt zu vererben? Nichts, rein garnichts!“

„Es ist drei Uhr und Bureauschluß,“ mahnt die Blonde. „Man wird uns gleich hinaustreiben, wenn wir nicht von selbst gehen,“ und man bricht auf.

Un secret.

Von Felix Arvers.

Ein ewiges Geheimnis birgt mein Leben:
Die Liebe, die mein Herz so rasch umfing,
Von der ich keinem Kunde noch gegeben,
An der sie ahnungslos vorüberging.

Ach neben ihr, an der mein Schicksal hing,
Muß ich, vereinsamt, nun im Schmerz erbeben,
Wag' ich es nimmer, Wünsche zu erbeben,
Beschließ ich trauernd meiner Tage Ring.

Denn sie, von Gott so reich mit Huld gesegnet,
Sie achtet's nicht, daß Liebe ihr begegnet,
Und höret nicht, was stumme Sehnsucht spricht.

Und fragt, von frommer Unschuld Glanz umhüllt,
Liest sie dies Lied, das sie allein erfüllt:
„Wer ist die Frau?“ — und sie versteht es nicht.

Übersetzt von Auguste v. Reichenau.

Die litterarische Bewegung in Italien.



ie in der französischen Litteratur, herrscht auch in der italienischen gegenwärtig der Realismus, der jenseits der Poesie zum Naturalismus Emile Zolas, jenseits der Alpen zum „verismo“ ausgeartet ist. Unter den wenigen Schriftstellern Italiens, denen es gelungen ist, sich von jeder Schule zu emanzipieren und ihre künstlerische Individualität frei und unabhängig zu entfalten, nimmt Salvatore Farina eine hervorragende Stellung ein. Einer der lebenswürdigsten Novellisten, dessen auch ins Deutsche übertragener Novellenzyklus: „Mio Figlio!“ durch schalkhaften Humor und Gemütsstärke vielfach an die Darstellungsweise Dickens' erinnert, hat Salvatore Farina unlängst eine neue Reihenfolge von Erzählungen unter dem Gesamttitel: „Si Moore“, „Man stirbt“, begonnen, deren erste, „Caporal Silvestro“ (Milano, Alfredo Brigola) durch eine vortreffliche Übersetzung Hans Hoffmanns weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Man würde jedoch fehlgehen, wollte man aus dem düster gefärbten Gesamttitel den Schluß ziehen, daß der Verfasser etwa dem Pessimismus in seiner Erzählung huldige; spottet jener doch bei jeder sich darbietenden Gelegenheit über die zahlreichen „ismi“, an denen die italienische Litteratur krankt, wie er denn auch während seines jüngsten Aufenthalts in Berlin dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber ausdrücklich sein Freisein von derartigen litterarischen Modestrantheiten betonte. Vielmehr spiegelt die Erzählung „Korporal Sylvester“ von Anfang bis zu Ende alle die Vorzüge des oftmals unter Thränen lächelnden Verfassers wieder, sodaß der Leser bald ergriffen und gerührt, bald wieder durch eine mit echtem Humor geschilderte Situation oder durch die charakteristische Darstellung menschlicher Schwächen erheitert wird.

In einer kurzen Vorrede — dieselbe ist dem Andenken der durch einen frühen Tod hinweggerasteten Gattin Salvatore Farinas gewidmet — begründet dieser den von ihm gewählten Gesamttitel. Der Verfasser beabsichtigt, in einem umfassenden Gemälde eine große Anzahl psychologischer Fälle zu zergliedern, die sämtlich auf die Frage Bezug haben sollen: „Welche Rolle spielt in unserm Leben der Gedanke an den Tod?“ Korporal Sylvester, der „Held“ der vorliegenden Erzählung, und dessen Gattin Lucia sind nun aber so köstliche Typen, so kerngesunde Naturen, daß alle die trüben Gedanken, von denen sie hie und da erfaßt werden, sehr bald wieder, wie leichte Nebelschleier durch die Augustsonne, zerstreut werden und zerflattern. Freilich greift der Tod in das Lebensschicksal der beiden ein, indem er ihnen ihre ehemalige Pflgetochter Rosetta entriß, aber diese ist bereits vor Jahren in die weite Welt gegangen und hat ihren Angehörigen bitteres Herzeleid bereitet. In der Schilderung der an dieses Ereignis sich knüpfenden Familienidylle, die zuweilen einen dramatischen Zug aufweist, bekundet Salvatore Farina von neuem seine Meisterkraft, mit den einfachsten Mitteln die Seelenzustände seiner Figuren zur Anschauung zu bringen. Wie verjöhlich ist dann der Schluß, wenn Korporal Sylvester und Lucia, die durch den Tod des Doktor Massimo auch wieder in den vollen Besitz ihres kleinen Hauses in Albisola Marina gelangt sind, anstatt der für immer verlorenen Rosetta in der herzensguten Mariuccia eine neue Pflgetochter finden, welche die beiden Alten sicherlich niemals verlassen und ihnen wohl bereit nach treuer Pflichterfüllung die müden Augen zubrüden wird!

Im Gegensatz zu Salvatore Farina darf Matilde Serao, eine neapolitanische Schriftstellerin, als Anhängerin der realistischen Richtung bezeichnet werden. Der vor einigen Jahren veröffentlichte Roman „Fantasia“ (Torino, 1883. Caganova) erregte bereits großes Aufsehen, weil die Verfasserin mit rückfichtloser Freimütigkeit die Mängel der weiblichen Erziehung in Italien offenbarte. Matilde Serao erwies sich zugleich als eine gelehrige Schülerin Balzacs, dessen „Comédie humaine“ sie gewissermaßen auf italienische Verhältnisse übertrug. Die letzteren erscheinen in dem Romane „Fantasia“ in einer eigentümlichen Beleuchtung, zumal da die Verfasserin nur dunkle Farben auf ihrer Palette zu haben scheint. Der fremde Leser, welcher das sonnige Neapel mit seinem herrlichen Golfe und den in blauen Duft gehüllten Inseln kennen gelernt hat, wird seltsam berührt, wenn er erfährt, wie die Lebensschicksale der Einwohner jener Stadt in so schroffem Gegenjage zu der mit allen Reizen der Natur ausgestatteten Umgebung stehen sollen. So gelangte man dann trotz den anfänglichen Einzelschilderungen, trotz der sorgfältigen Zeichnung der Charaktere zu der Ansicht, daß Matilde Serao mit vielen modernen Schriftstellern in der Darstellung des Häßlichen gewissermaßen das Ideal der Kunst erblickte. Allerdings durfte man, als der Roman „Fantasia“ erschien, im Hinblick auf die reiche Begabung der Verfasserin hoffen, daß dieselbe mit der Zeit sich nicht der Wahrnehmung verschließen würde, wie einseitig die von den Grazien und den Musen verlassene naturalistische Richtung ist.

Der jüngst veröffentlichte Roman Matilde Seras: „La Conquista di Roma“, „Die Eroberung Roms“ (Firenze, 1885. G. Barbèra) weist insbesondere in technischer Hinsicht mancherlei Fortschritte auf. Wie der talentvolle Deputierte Francesco Sanguigno sich im Parlament eine einflußreiche Stellung erringt, sodaß es nur von ihm abhängt, in dem Ministerium einen Platz zu finden, wie er durch persönlichen Mut, den er in einem Duell mit dem am meisten gefährdeten Kaufbolde Roms an den Tag legt, zum Helden des Tages wird, wie er allem Anscheine nach Aussicht hat, die öffentliche Meinung der Hauptstadt eine zeitlang zu beherrschen und in diesem Sinne seinen abenteuerlichen Plan der „Eroberung Roms“ zu verwirklichen, sodaß er, ein gebrochener Mann, in die entlegene Provinz zurückkehrt — dies wird von Matilde Serao in lebendigen, zu einem organischen Ganzen zusammengeführten Bildern dargestellt. Überraschend ist die Fähigkeit, mit welcher die Verfasserin das ganze parlamentarische Getriebe bis in seine letzten Verzweigungen zu zergliedern vermag. Schildert sie die feierliche Eröffnung der Deputierten-

Kammer durch den König Humbert, so vermessen wir auch nicht die geringste Einzelheit, gleichviel ob dieselbe im Hause selbst oder auf den Tribünen zur Erscheinung gelangt. Daß Matilde Serao sich die Gelegenheit nicht entgehen läßt, in knappen Zügen die am meisten in die Augen fallenden Toiletten zu beschreiben, daß sie von den Festlichkeiten des römischen Carnevals ein treues Spiegelbild giebt, daß sie das Hin und Her eines Hofballes im Quirinal so drastisch zur Anschauung bringt, alles das bekundet ein hervorragendes Talent, scharf zu beobachten. Unter den weiblichen Figuren des Romans sind insbesondere Donna Elena Fiammanti und Donna Angelica, die Gemahlin des Ministers Vargas, mit charakteristischen Zügen ausgestattet. Wie scharf ausgeprägt ist der Kontrast zwischen den beiden Frauengestalten, von denen die eine das Herz des Deputierten Francesco Sangiorgio im Sturme erobert zu haben wähnt, die andere ihm eine unwiderstehliche Reizung einflößt! Beinahe könnte man glauben, daß Matilde Serao in den Vornamen der beiden Frauen deren Charaktereigenschaften andeuten wollte, indem insbesondere Elena Fiammanti an Flüchtigkeit mit ihrer altgriechischen Namensschwester verglichen werden darf. Donna Angelica erscheint in dem Romane als das Sinnbild der ewigen Stadt selbst. Erweckt sie zunächst durch ihr Verhalten in dem jugendlichen Deputierten die Hoffnung, daß seine leidenschaftliche Liebe erwidert werden könnte, so erfolgt dann eine völlige Enttäuschung, die sich als verhängnisvoll für den einst von glühendem Thatendrange besessenen „Helben“ erweist. Wohl muß eine neue „Eroberung Rom's“ verzeichnet werden, aber nicht die Siebenhügel-Stadt, sondern derjenige, der vermessen auszog, sie zu „erobern“, ist überwunden.

Obgleich Matilde Serao in ihrem jüngsten Romane: „La conquista di Roma“ durch die Lebenswahrheit ihrer Darstellung den Leser fesselt, hält sie sich doch von jenem „verismo“ fern, der in Italien auf allen Gebieten sein Unwesen treibt. Auch die Schauspielkunst vermag sich diesen schädlichen Einwirkungen nicht zu entziehen, so daß es um so willkommener ist, wenn ein Künstler ersten Ranges wie Ernesto Rossi die neue Richtung bekämpft. Zu den vor kurzem veröffentlichten „Studi drammatici“ (Firenze, 1885. Le Monnier) erörtert der Verfasser die Aufgaben, welche dem von einem Kunstideale besessenen Schauspieler obliegen. In das zwischen dem Darsteller und dem Autor bestehende Verhältnis anknüpfend, betont Rossi unter anderem, daß die „Manie“ des „verismo“ mit dem Niedergange der Kunst gleichbedeutend, die „Wahrheit“ der Kunst dagegen etwas ganz anderes sei. Hervorgehoben wird, daß, wenn der „verismo“ wirklich zum Grundgesetze erhoben würde, die Werke des Genies und der Phantasie auf einem gewissen Gebiete durch einen chemischen Prozeß, durch die Photographie ersetzt werden könnten, ganz abgesehen davon, daß auch die letztere eine künstlerische Behandlung erfordere. Rossi verlangt deshalb von dem Schauspieler, daß er, weit entfernt einem zügellosen Subjektivismus zu huldigen, vielmehr den Absichten des Autors und dem Grundgedanken des Werkes gerecht werde, ja, gewisse Mängel des letzteren durch seine künstlerische Darstellung wettmache. In dieser Beziehung wird darauf hingewiesen, wie der Schauspieler beim Studium eines dramatischen Werkes sehr oft in der Lage sei, sich sagen zu müssen, daß diese oder jene Antwort nicht der Situation, mancher Gefühlsausdruck nicht dem dargestellten Charakter entspreche. Rossi exemplifiziert unter anderem mit Victor Hugo's „Ray Blas“ und findet in diesem Drama nicht bloß eine falsche These, sondern auch allzu exzentrische Charaktere. Hieraus ergibt sich dann die Folgerung, daß der Schauspieler erst dann zum Künstler werde, wenn er, ohne in slavische Nachahmung zu verfallen, das Werk mit seinem Geiste belese. Der Aufsatz: „Artista e Autore“ enthält noch eine Fülle bemerkenswerter Gesichtspunkte. Die „Studi drammatici“ Ernesto Rossi's umfassen außerdem eine Uebersetzung von Shakespeares „Julius Cäsar“, sowie kritische Betrachtungen über dieses Drama, über „Romeo und Julia“ und über „Hamlet“. Da Rossi neben Salvini mit Recht als der vorzüglichste Interpret Shakespearescher Rollen in Italien gilt, sind diese Studien ungemein anregend und beschreibend. In Deutschland, wo der italienische Darsteller sich durch seine wiederholten Gastspiele ebenfalls einen klangvollen Namen gemacht hat, wird es vielfach interessieren, Ernesto Rossi auch als Schriftsteller kennen zu lernen.

Siegfried Samosch.

Aphorismen.

Eine Unwahrheit läßt sich leichter im Worte als in der Stimme verbergen.

Frenn ist menschlich. Aber nicht menschlich ist es, einen Irrtum begehen und nicht den lebhaften Wunsch haben, ihn das nächste Mal zu vermeiden.

Wer zu Gaste geht, wo er nicht geladen ist, der muß erwarten, nicht sehr zuvorkommend und freundlich behandelt zu werden. Die Liebe allein macht eine Ausnahme. Ob sie auch unerwartet und unangemeldet kommt, sie erhält doch den besten Platz.

Liebe nur einen Menschen recht innig und du wirst von vielen geliebt werden: das Glück, das aus deinem Auge leuchtet, wirbt die Herzen.

Der Eine verlangt, ohne zu erreichen; der Andere erreicht, ohne zu verlangen.

Wir sind vielleicht manchmal nicht imstande, uns zu erklären, wodurch wir ein erfahrener Mißgeschick verdient haben, wir können uns aber doch nicht gestehen, daß wir es nicht verdient haben.

Es ist manchmal besser, wehrlos als schlecht bewehrt zu sein. Den Wehrlosen angreifen wäre ja Sünde.

Nicht wir selbst rufen unsere Wünsche. Die Dinge um uns her sind es, die uns bald verlangend, bald wunschlos machen.

Rudolf Maria Schubert.

Die naturgemäße Fußbekleidung für Frauen und Mädchen.

Eine der Hauptaufgaben, deren sich der Mensch in seinem Kampfe ums Dasein bedient, ist die menschliche Kleidung. Im gewöhnlichen Leben wird die große kulturgeschichtliche und physiologische Bedeutung der Bekleidung fast gar nicht mehr beachtet, man spricht gewöhnlich bloß von den sittlichen und ästhetischen Zwecken, welche mit der Kleidung verfolgt werden, der Hauptzweck derselben aber, der doch ein rein hygienischer ist, wird nur selten besprochen. Diese Unterlassungssünde hat die Menschen allmählich unter die Herrschaft von Nebenbedingungen gebracht, sie lassen sich viel mehr von der jeweiligen Sitte und Mode, als von der Zweckmäßigkeit der Kleidung bestimmen. Sittlichkeit und Schönheit können aber nicht mit Kleibern allein erhalten werden, diese großen Eigenschaften könnten an sich auch ohne alles Gewand bestehen, als nackte Tugend, als nackte Schönheit; unjere ganze Kleidung ist für unsere Gesundheit weit unentbehrlicher, als für unsere Tugend und unsere Schönheit.

Worin liegt nun die hygienische Bedeutung unserer Kleidung? Darin, daß sie die Wärmeabgabe von der Oberfläche unseres Körpers beständig reguliert. Zunächst wird nämlich die vom Körper ausstrahlende Wärme vorübergehend in unmittelbarer Nähe desselben zurückgehalten; teilweise bleibt sie im Kleide zurück, teils geht sie, schneller oder langsamer, durch dasselbe hindurch, um dann von seiner Oberfläche weiterzustrahlen. Der Kleidungsstoff und die in seinen Poren enthaltene Luft, sowie die Luftschicht zwischen Körper und Kleidung werden also durch teilweise Aufsaugung der ausstrahlenden Wärme beständig geheizt, wobei die Haut selbst von den Schwankungen der Temperatur der umgebenden Luft unberührt bleibt. Wir empfinden es nicht, daß in der kalten Winterluft eine nicht unbedeutende Menge unserer Körperwärme durch Strahlung verloren geht, weil wir den Ort dieser Ausstrahlung von der Haut an die Oberfläche des Kleides verlegt haben; unjere Kleider müssen für uns frieren! Hieraus folgt mit logischer Notwendigkeit, daß wir uns in der Auswahl unserer Kleidung nach der uns umgebenden Temperatur und Windstärke, sowie nach der von uns zu leistenden Arbeit zu richten haben. Als Maßstab dient für den gesunden Menschen, daß er sich in seiner Kleidung behaglich fühle und weder den Wärmeverlust, noch die im Körper erzeugte Wärme lästig empfinde. Hierzu ist aber, wie aus Obigem hervorgeht, unbedingt notwendig, daß zwischen Haut und Kleidung ein genügender Raum vorhanden sei, in welchem beständig die die Wärmeabgabe vermittelnde Luftschicht ungehindert kreifen kann.

Entspricht nun die Kleidung unserer Frauen und Mädchen diesen Anforderungen einer vernunftgemäßen Gesundheitspflege? Keineswegs! Denn unsere Damen lassen sich bei der Wahl ihrer Kleidung mehr von den Launen der Mode, als von den Gesetzen der Gesundheitslehre leiten. Betrachten wir einmal zur Erhärtung unserer Behauptung die moderne weibliche Fußbekleidung! Da fällt uns sofort der ungebührlich hohe und nach vorn gerückte Absatz auf, der den Fuß zu einer starken Bogenstellung zwingt, wobei die Körperlast zum größeren Teil auf dem Ballen ruht und der Fußrücken unverhältnismäßig gedehnt wird. Die Elastizität und Anmut des weiblichen Ganges geht hierbei verloren, um so mehr, als die erzwungene Streckung des Fußgelenkes durch Beugungen des Knies und der Hüften- und Lendengegend ausgeglichen werden muß. Diese naturwidrige Beschaffenheit der Fußbekleidung zieht aber auch üble Folgen für die Gesundheit nach sich, indem die Mißhandlung des Fußes Schwielen am Ballen, Verschiebungen und Verkrümmungen der Zehen und durch beständigen Druck und Reibung des Fußrückens schmerzhafteste Geschwülste der Sehnencheiden, sogenannte Überbeine, erzeugt. Ist das Schuhwerk, wie so häufig, zu eng, so ist die zwischen dem Schuhe und dem Fußrücken befindliche Luftschicht nicht groß genug, um die notwendige Lüftung von staten gehen zu lassen; gleichzeitig wird hierdurch der rasche Blutwechsel im Fuße erschwert und die Wärmeezeugung beschränkt. Damen mit engem Schuhzeug klagen daher regelmäßig über „kalte Füße“ und empfinden bei kühler Witterung ein sehr unbehagliches, allgemeines Frostgefühl. Kein Wunder, daß diese Damen bei jedem Witterungswechsel von Schnupfen, Husten oder Heiserkeit befallen werden. Man bedenke nur, daß die Füße ohnehin gewissen natürlichen Nachteilen ausgesetzt sind. Vermöge ihrer schlanken Gestalt, die bei geringem Inhalt eine große Oberfläche darbietet, sind die Füße der Abkühlung sehr ausgesetzt und werden wegen ihrer Lage am unteren Ende des Blutkreislaufs, dessen Rückbewegung gegen die Schwere der Blutäule zu kämpfen hat, weniger ausgiebig erwärmt als die meisten anderen Körperteile. Will man den Nachteilen, welche aus der naturwidrigen Beschaffenheit der Fußbekleidung hervorgehen, vorbeugen, so müssen die Schuhe vor allen Dingen anatomisch richtig, d. h. der natürlichen Beschaffenheit des Fußes entsprechend, gearbeitet sein.

Der Fuß besteht nämlich ohne die Zehen aus zwölf durch elastische Bänder und Muskeln miteinander, sowie mit dem Unterschenkel und den Zehen verbundenen Knochen, welche zusammen ein Bogengewölbe bilden, das mit der Ferse und dem Ballen auf dem Boden ruht und auf seiner nach hinten gerückten Spitze das Schienbein und vermittelst desselben die Last des Körpers trägt. Der Druck dieser Last strebt das Gewölbe abzusplatteln, was aber durch die an seiner unteren Fläche liegenden Bänder und den anschließenden Schuh verhindert wird. Ist nun der Schuh eng, so wird der Fuß beim Gehen mit seinem Rücken und den mittleren Zehengelenken gegen das Oberleder angepresst. Darum entwickeln sich gerade an diesen Stellen sehr leicht Druckpuren in Gestalt von Abreibungen, Blasen, Schwielen und Hühneraugen. Die Sohle eines bequemen Schuhs muß also in der Mitte, zwischen Ferse und Ballen, biegsam genug sein, um jene Krümmung des Fußes zu gestatten, zugleich soll das Oberleder weich und elastisch genug sein, um durch den Fußrücken etwas erhoben und gedehnt zu werden. Das Schuhzeug muß also auf dem Fußrücken fest, aber mit einer gewissen Nachgiebigkeit und Spannkraft anliegen, wie es die mit Recht beliebtesten Halbstiefeln mit Gummieinlage und weichem, elastischem Oberleder zu erreichen suchen. Über den Zehen müssen natürlich die

Schuhe weit und breit genug sein, um dieselben weder durch seitlichen Druck, noch von oben her zu verbiegen, zu verkrüppeln oder mit schmerzhaften Schwielen zu versehen. Bei solcher Einrichtung des Schuhzeuges kann der Absatz immerhin etwas erhöht sein, weil man damit namentlich auf unebenem Boden angenehmer geht, als mit einer ganz platten Sohle; nur darf der Absatz weder zu hoch noch zu spitz sein, wodurch die Sicherheit des Aufstretens beeinträchtigt werden könnte. Die Anfertigung einer anatomisch richtigen Sohle scheitert leider an der Unkenntnis vieler Schuhmacher, welche an der altherkömmlichen Form der Sohle festhalten. Als Grundlinie für die gewöhnliche Schuhsohle kann nämlich nur eine Linie gelten, welche die Mitte der Ferse, des großen Ballens und der großen Zehe durchschneidet, weil der Fuß beim Gehen in dieser Linie fortschreitet. Statt dessen fertigen aber viele Schuhmacher die Sohle um eine Mittellinie an, welche die Mitte des Fußes durchschneidet und deshalb für die große Zehe und ihren Ballen keinen Platz läßt; letzterer wird dann durch das Oberleder so gedrückt, daß er schmerzhaft anschwillt und die große Zehe ganz verschoben wird. Mag die Sohle noch so breit und das Oberleder noch so weit sein, immer wird der Fuß in einem Schuh, dessen Sohle nicht nach der richtigen Grundlinie angefertigt ist, durch den Großzehballen nach der anderen Seite, gegen den Kleinzehennrand gedrängt und erleidet nachteilige Gestaltveränderungen. Mit solchen auf einem Leisten angefertigten Schuhen werden nun die meisten Frauen und Kinder geplagt und die Füße derselben mißhandelt und verunstaltet. Jedem Fuße kann nur dann sein Recht widerfahren, wenn jeder Schuh genau nach seiner Gestalt gebaut wird; nur eine solche Fußbekleidung ist vernunftgemäß. Jede Frau möge daher bei der Bestellung ihres Schuhwertes genau darauf achten, daß bei der Anfertigung desselben nach den angegebenen anatomischen Grundzügen verfahren werde; besonders bestehe sie darauf, daß die Zuspitzung der Sohle nur so weit geschehe, daß die kleinen Zehen dadurch keinen Schaden leiden. Das Oberleder muß um das Fußgelenk weit genug sein, um die gehörige Lüftung des Fußes zu gestatten, am Rist fest anliegen, damit weder die Ferse in der Kappe auf- und absteuert, noch der Fuß nach vorn gleitet; über den Zehen muß das Oberleder dagegen wieder die gehörige Weite haben, damit diese nicht nur in der Ruhe gestreckt nebeneinander liegen, sondern auch beim Gehen sich krümmen können, ohne oben anzustoßen. Werden die Zehen von den Seiten gedrückt, so erleiden sie nicht nur Schwielenbildung und Verbiegungen, sondern werden häufig auch von dem sehr lästigen und schmerzhaften „Einwachsen“ des Nagels der großen Zehe befallen, wobei der innere Rand desselben sich nach unten biegt und eine Verschwärung des Nagelbettes veranlaßt. — Nur solches Schuhzeug wird die Frauen und Mädchen von den geschilderten Plagen befreien, welches nach den Gesetzen der Anatomie und Physiologie des Fußes gebaut ist. Wer einmal die Wohlthat solchen Schuhzeuges kennen gelernt hat, wird kein anderes mehr tragen wollen. Selbst früher kranke Füße können sich darin erholen, ihre Schwielen verlieren und ihre Gestalt wieder verbessern.

Dr. med. Coliner.



Festgeschenke. Neuer Pastetenbecher. Die Pastete wird in der porzellanenen Einlageform des Pastetenbeckers gebacken, diese Form dann in den vernickelten Unterfaß gestellt und so zur Tafel gebracht. — Auch zum Servieren von Ragout sin eignet sich das kleine Tafelgerät vorzüglich; es ist in seinem Äußeren weit eleganter als die Muschelschalen (Coquillen), welche allgemein für diesen Zweck



in Gebrauch sind, läßt sich auch an seinem Griff bequemer halten als die Muscheln, deren schmale Ranten den Fingern nur unsicheren Halt bieten. Der Preis des eleganten Gerätes beträgt 1,20 Mark per Stück, 12 Mark für das Duzend.

Renaissance-

Schlüsselschrank.

In dem nebenstehend stehenden Schlüsselschrank ist dem modernen altdeutschen Zimmer ein neues zierliches Dekorationsstück entstanden. Der Schlüsselschrank ist innen mit 11 Haken zur Aufnahme der Schlüssel versehen, er wird aus cuivre poli gefertigt zum Preise von 20 Mark, aus vernickeltem Metall gearbeitet zum Preise von 22,50 Mark verkauft.

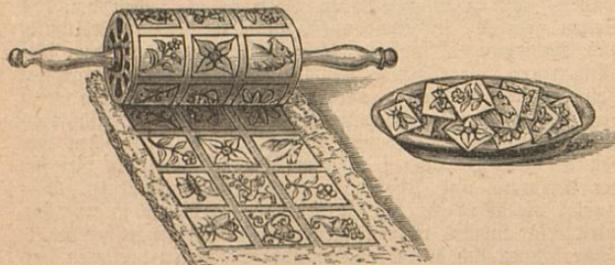


Ein neuer Schwungkessel mit Zwiebelmuster. Hervollständig das beliebte, weit verbreitete Meißner Thee- und Kaffeefervice. Der Schwungkessel ist aus Meißner Porzellan gefertigt, seine Beschläge, sowie die Träger, die Lampe und die Füße bestehen aus versilbertem Metall. Vor ähnlichen, aus Metall hergestellten Apparaten besitzt dieser Schwungkessel den Vorzug größerer Sauberkeit; sein Inhalt ist für ca. 14 Tassen berechnet. Die übrigen, zu einem Thee- oder Kaffeefervice gehörigen Teile werden zum Kessel passend in verschiedenen Größen geliefert. Mit blauem Zwiebelmuster dekoriert wird



der Schwungkessel zum Preise von 50 Mark abgegeben; er wird auch mit der anderen, ebenso bekannten Meißner Dekoration: rosa Blumen mit Goldverzierung geliefert und kostet dann 55 Mark. Das mittelformige Tablett, welches einen Durchmesser von ca. 30 Centimetern besitzt, wird aus vernickeltem, sowie versilbertem Metall gefertigt und mit 6 Mark, resp. 14,50 berechnet.

Neue Konfektrolle zur Herstellung des Weihnachtskonfettes für unsere Christbäume. (Preis 3 Mark.) Zur Herstellung des Weihnachtskonfettes zum Behang des Christbaumes empfehlen wir unseren Leserinnen die nebensich stizierten neue Kon-



fektrolle, deren Walze aus Porzellan hergestellt und mit Bildern gemustert ist. Der Teig, über dessen Mischung wir die nötigen Angaben folgen lassen, wird zuerst mit einem gewöhnlichen Nudelholze ausgerollt; alsdann bearbeitet man ihn mit der Konfektrolle, indem man hierbei ziemlich stark aufdrückt, so daß die Formen deutlich ausgeprägt auf dem Teig erscheinen. Das Rezept zur Herstellung des

Konfettes lautet: Man rührt 5 ganze Eier klar und thut etwas Rosenwasser, sowie die Schale einer Citrone und allmählich unter Umrühren 500 Gramm Zucker hinzu. Nachdem diese Mischung etwa ½ Stunde lang gerührt ist, fügt man 500 Gramm Mehl hinzu und rührt das Ganze von neuem tüchtig durch. Den Teig legt man dann auf das Backbrett und durchwirkt ihn hier gehörig. Man läßt sodann diesen Teig etwa eine Stunde ruhen, zerteilt ihn in kleinere Stücke und rollt diese mit einem gewöhnlichen Nudelholze aus; nun bestreut man die Konfektrolle mit Mehl, das man zuvor in ein Gazetuch gebunden hat und bewegt dieselbe unter starkem Druck über den Teig hin, so daß die Formen sich hübsch scharf darauf abdrücken. Der nun hergerichtete Teig wird nach den einzelnen Bildern auseinander geschnitten und auf ein mit Mehl bestreutes Brett gelegt, wo man ihn über Nacht stehen und ordentlich trocknen läßt; am nächsten Tage bestreicht man dann das Kuchenblech mit Wachs, legt die Konfektstücke, nachdem das Mehl von ihnen entfernt ist, auf das Blech und bäckt sie bei mäßiger Wärme, so daß sie weiß bleiben. Hat die Bratröhre zu viel Oberhitze, so empfiehlt es sich etwas Papier oben auf das Backwerk zu legen, damit es nicht braun wird. Zu dem Teig kann man statt des Rosenwassers auch Nat verwenden.

Als geeignete vornehme Festgeschenke erscheinen endlich noch die neuen **Englischen Kaminschirme** aus cuivre poli, die so hergerichtet sind, daß sie Stickerien aufnehmen können. Dieselben werden in zwei Sorten zu 45 bzw. 80 Mark verkauft. Eigenartig sind auch die Ofenschirmgestelle, deren Schirm ein Banner bildet. Dieselben sind sowohl zum Anschrauben an den Kamin hergerichtet (Preis 22,50 M.), als auch in Form freistehender Ständer (Preis 75 M.) gebildet. — Unser Weihnachtsstisch für kleinere Geschenke wird in einer der nächsten Nummern Platz finden.

Bezugsquelle:

Die vorstehend beschriebenen Festgeschenke: E. Cohn, Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88. Die illustrierte Weihnachtsliste erscheint zu Anfang des Monats Dezember und wird den Leserinnen des Bazar auf Wunsch kostenfrei zugesendet.

Korrespondenz.

Ein neues **Preisauschreiben** erläßt die Verlagshandlung von „Schorers Familienblatt“, und zwar fordert dieselbe, wie bereits 1883 mit Erfolge, auf zu einer Konkurrenz für Malereien auf Porzellan, Majolika und ähnliche glasierte Erdenware.

Die Konkurrenz hat den Zweck, sowohl Fachleute als Dilettanten zur Verwendung ihrer Geschicklichkeit für die dekorative Kunst anzuregen, durch Zusammenstellung und Vergleichung der verschiedenartigen Leistungen die Kunstfertigkeit zu fördern — und last not least — den Frauen durch Beförderung der Liebhaberei auf diesem Gebiet in Deutschland einen neuen Erwerbsszweig eröffnen zu können. — Der Endzweck des ganzen Plans, welcher mit unseren Bestrebungen auf dem Gebiete der „Frauenfrage“ zusammenfällt, veranlaßt uns, durch Publizierung der „Bedingungen“ zur Beteiligung an der „Preis-Konkurrenz“ anzuregen und dadurch unersetzlich das gute Werk nach Kräften zu fördern.

Bedingungen: Weder die Wahl des Gerätes, noch der Technik, noch der Darstellung soll beschränkt werden; gefordert wird nur, daß die Malereien wirklich eingekramt sind. Das Gewicht wird bei der Beurteilung nicht auf etwaige plastische Ausbildung des Gerätes, auf elegante Fassung oder ähnliches Zuhilfenahme genommen, sondern lediglich auf die wirkliche Malerei; es empfiehlt sich daher die Wahl einfacher Formen, wie Teller, Napfe, glatte Vasen. — Das Amt der Preisrichter haben übernommen die Herren: Grunow, Direktor des Kunstgewerbe-Museums, Professor Dr. Vossing, Professor Ernst Ewald, Professor L. Sühmann-Kellborn. — Zur Verteilung von fünf Preisen sind zweihundert Mark zc. angesetzt. — Die fertigen Arbeiten sind bis zum 20. November d. J. an die Expedition von Schorers Familienblatt in Berlin SW., Dönhofsstraße 12, einzuliefern. Die

selben sollen nach beendigter Vorprüfung in Berlin, auf Wunsch auch zum Verkauf, ausgestellt werden. — Wegen der weiteren Bedingungen zur Beteiligung wolle man sich an die genannte Verlagshandlung wenden.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Abonnentin in D. Georg Kühnes Ratgeber für Kosmetik (II. Auflage, Dresden) darf nicht mit landläufigen Reklameschriften, die Fabrikanten von Geheimmitteln in die Welt schicken, auf eine Stufe gestellt werden. In dem Vorwort der Broschüre hebt Hofrat Dr. med. Krug in Genüß hervor, daß es der Verfasser verstanden habe, nicht nur das, was man zu thun — sondern auch das, was man bei einer rationalen Pflege der Zähne, des Teints, der Haare zu vermeiden hat, klar anzugeben. Eine Reihe anderer Ärzte spricht sich ebenso günstig über das Schriftchen aus. Der Verfasser ist Apotheker und fertigt die in der Broschüre empfohlenen Schönheitsmittel größtenteils nach Rezepten von Ärzten an.

Haushalt und Küche. B. L. Zum Trockenhalten von Fensterscheiben, besonders zum Verhindern des Gefrierens und Beschlagens von Scheufenstern ist eine Vorrichtung erdacht worden, die wir freilich nicht aus eigener Anschauung kennen, wir wissen nur, daß sie Ed. Grube in Hamburg für Deutschland patentiert ist. Die Vorrichtung besteht aus einem spiralförmig gewickelten, längs der Unterseite der Scheibe nahe an die Innenseite des Fensters gelegten Zuleiter aus Blech, welcher mittels einer Röhre warme Luft von einer Gaslampe, einem Petroleumofen oder einer sonstigen Wärmequelle erhält und die Luft an der Scheibe emporstreifen läßt. — Fr. C. W. in F. — Kr. in Z. Die Bereitung von Beerenweinen ist von uns auf S. 248 Jahrgang 1872 eingehend beschrieben worden. — Über Darstellung von Apfelwein schrieb der berühmte Pomologe Dr. C. Lucas in Reutlingen eine ausführliche Anleitung, die in den Industrieblättern (Berlin) vom Jahre 1881 (Nr. 36 u. 37) abgedruckt ist.

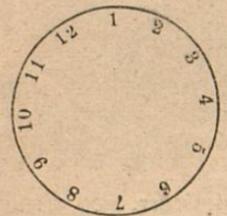
Verschiedenes. Bertha W. Um Bleistift- und Tuschzeichnungen unverwischbar zu machen, bereitet man sich eine Lösung von 2 Gewichtsteilen Stearin in 100 Gewichtsteilen Kollodium; letzteres muß von der Konsistenz, wie es von den Photographen gebraucht wird, also nicht zu dickflüssig sein. Man legt die Zeichnung auf eine ebene Fläche (eine Glasplatte oder ein Brett) und übergießt sie von einer Ecke aus, unter Neigung der Tafel mit dem Kollodium, ganz so, wie es der Photograph beim Plattengießen macht. Nach 10—12 Minuten ist die Zeichnung trocken und vollständig weiß, hat einen matten Glanz und ist so gut konserviert, daß sie sich sogar mit Wasser abwischen läßt, ohne zu leiden. — Severus — Wien. Manuskript „Zweimal verloren“ steht für uns unverwendbar, zu Ihrer Verfügung. — M. G. in K. (Kurland) Die Kornblume findet sich in Schwaben nur allzu reichlich. Fragen bitten wir an die „Bazar-Altien-Gesellschaft in Berlin W., Wilhelmstr. 46/47“ einbringen zu wollen. — Fr. B. G. S. Werden Sie sich an den „Frauen-Verein unter dem roten Kreuz in Salzburg“, eventuell auch an den „Evangelischen Frauen-Vereins-Verein Kaiserin Elisabeth-Kinderhospital in Hall.“ Wien, Alsterstr. 4. — Abonnentin in M. Überhäuft mit Material, können wir Ihnen zur Einlösung des offerierten Manuskriptes nicht raten. — S. S. Zürich. Wir empfehlen Ihnen das treffliche Buch von H. Davids „Die Hausfrau“. Dort finden Sie alles Gewünschte. Das Buch ist im Seemannschen Verlage erschienen und kostet M. 4,50. — Lia W. in D. Den eingehenden Gedichten mangelt es an Originalität des Inhaltes noch ebenso als an Vollendung der Form; also nicht druckreif! — B. W. Gedicht abgelehnt. — Mehrere Abonnentinnen. Dagegen wir auf Seite 360 die Malerei auf Stoff“ in der Absicht publiziert haben, zum Selbstverfehlen der Dessins anzuregen, so gehen uns doch so viele Anfragen: „woher fertig gemalte Stoffe zu beziehen sind“ und „wo Stoffe bemalt werden“ zu, daß wir nicht umhin können, die uns inzwischen ebenfalls von Abonnententeilen gemeldeten Adressen von Künstlern, die derartige Bestellungen ausführen, hier zu veröffentlichen. Es sind dies: Louis Fröhe in Mittelweibach b. Oberweibach (Thüringen) und C. A. Roll in Halle a. S. — G. B. in Dresden. Gegen Erhalt von 50 Pf. expedieren wir die gewünschte Nr. 30 von 1885 (enth. „Luzusische“) unter Kreuzband an Ihre Adresse, um deren Angabe wir bitten.

Für den Weihnachtstisch.

Die dieser Nummer beiliegenden illustrierten Prospekte:
 1) von Richter & Co. in Rudolstadt und Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig, betr. Patent-Steinbaukasten, Bilderbücherei zc.
 2) von G. Schönfelds Verlagshandlung in Dresden, betr. Dr. L. Naumanns „Systematik der Kochkunst“ empfehlen wir angelegentlich der freundlichen Beachtung unserer Leser.

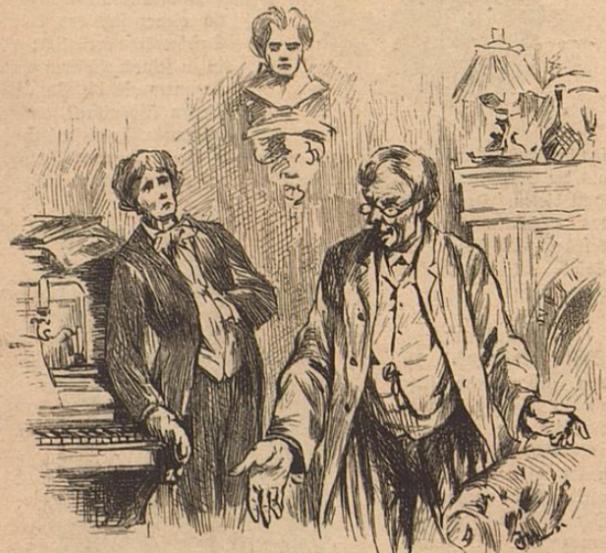
Buntes Allerlei.

Kreiszätsel.



Wenn man die Zahlen des Kreises durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so ist:
 1. 2. 3. 4. ein Baum.
 3. 4. 5. eine Hauptrolle in einer neueren Oper.
 3. 4. 5. 6. ein König.
 5. 6. 7. 8. ein Schiff.
 7. 8. 9. 10. 11. eine Stadt in Thüringen.
 9. 10. 11. 12. 1. ein Ort im Harz.
 11. 12. 1. ein Getränk.

Die ewig junge Kunst.



(Ein jüngerer Komponist hat einem Musikverständigen etwas vorgespielt).
 Musikkenner: Recht gut, junger Freund, wird sich schon machen, wie alt sind Sie eigentlich?
 Komponist: Oh! — verzeihen Sie, die Kunst bleibt ewig jung.
 Musikkenner: — Na — Na — lassen Sie nur. Die Sängerrinnen am hiesigen Theater sind schon ewig dort, aber — jung ist keine Brunter.

Auflösung der Whist-Aufgabe Seite 424.

A hat die fünf kleinsten à touts und ist in Coeur Renonce.
 C hat die vier andern à touts und neunmal Coeur, z. B. die neun niedrigsten Coeurs.

Erster Stich:	♣	♣♣	♣♣♣	♣♣♣♣
Zweiter Stich:	♥	♠	♣	♠
Dritter Stich:	♣	♣♣	♣♣♣	♣♣♣♣
Vierter Stich:	♥	♠	♣	♥
Fünfter Stich:	♣	♣♣	♣♣♣	♣♣♣♣
Sechster Stich:	♣	♣♣	♣♣♣	♣♣♣♣

C hat nun Rest, B und D sind Groß-Schlemm.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 163 Seite 423.

Weiß. Schwarz.
 1. T e 6 — d 6. K e 5 n. d 6 oder L f 8 n. d 6.
 2. L a 7 — b 8 oder S a 5 — c 6 matt.
 A.
 1. Beliebig anders.
 2. d 6 — d 5 oder S a 5 — c 4 matt.

Auflösung des Rebus Seite 424.

Sanktmüt und Liebe sind die besten Waffen der Frau.

Auflösung des Kryptogramms Seite 423.

Une pensée de Blaise Pascal:
 „Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît pas.“
 Die 4 Buchstaben, die nur je einmal vorkommen, sind: b, h, p, v.

Diana.



(Bei Vorführung ausrangierter Pferde.)

Gemeiner: Stute, die Anna!
 Offizier: Was? Diana heißt es, will Ihnen auch sagen, wer das war. Diana war — war — — — — — Donnerwetter, geht Sie gar nichts an, wer Diana war, machen Sie, daß Sie in Ihren Stall kommen —